

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Am Strande. Studien von G. Hermstein. — Egyptische Wasserträgerin. Von R. Sichel. — Nemi. Erzählung von Hans Wachenhusen. — Erinnerung. Gemälde von R. Kahler. — Mosaik. — Vom Büchertisch. — Die Mode. — Beschreibung des colorirten Maskenbildes vom 1. Januar 1882. — Nebus. — Silbenräthsel. — Schach. — Auflösungen der Räthsel und des Nebus Seite 383. — Correspondenz.

Am Strande.

Studien von G. Hermstein.

1.

Das Meer erglänzte weit
hinaus
Im letzten Abendhine.
Heine.

Die Sonne ging unter. Ihr letzter Blick vergoldete die Wölkchen, die in der blauen Luft einherflatterten, und ließ die Ostsee wie eine unabsehbare silberne Fläche erscheinen, welche in der Mitte durch einen breiten zitternden rothgoldigen Streifen getheilt wurde.

Eine Dame, die bis jetzt zeichnend auf der Bank eines Vorsprungs der Misdroyer Uferberge gesessen, klappte ihr Stützenbuch zu und sah einen Moment schweigend auf das großartige Schauspiel.

„Edith,“ sagte sie dann halblaut zu einem jungen Mädchen, das lang auf einen Shawl ausgestreckt zu ihren Füßen lag, „wachen Sie auf, wir müssen nach Haus.“

Die Angeredete wandte, ohne die Augen zu öffnen, den Kopf nach der Sprecherin. „Ich schlafe nicht,“ sprach sie, „sondern habe im Gegentheil einen Spaziergang in den Aether gemacht und bei dieser Gelegenheit meine Körperlichkeit so abgestreift, daß ich das angenehme Gefühl habe, als sei ich todt. Ach, Marentia, wie sind doch die Menschen thöricht, daß sie sich vor dem Tode fürchten! Freilich: der Tod ist gut, doch besser wär's, die Mutter hätt' uns nie geboren.“

„Wieder Welt-schmerz? Wenn ich gleich Ihnen dem Leben erst so kürzlich zurückgegeben wäre, so würde ich für's erste andere als gerade solche Betrachtungen anstellen.“

„Das ist nun wieder ein großartiges Mißver-



R. Sichel. 1880.

Egyptische Wasserträgerin. Von R. Sichel.

kennen Ihres Charakters. Sie sind ja im Grunde viel pessimistischer als ich und repräsentiren so mit Ihrem plus von fünf Jahren gewissermaßen meine nächste Zukunft.“

„Ich will Ihnen eine bessere wünschen,“ sprach die Aeltere ruhig.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief Edith und schlug die Augen auf, — mächtige grünlich-graue Sterne, die aus dem überaus zarten blassen Gesicht fast unnatürlich groß blickten. „Sie sind eine berühmte Malerin, noch jung, hübsch, kerngesund — und wünschen mir etwas Besseres!“

„Allerdings. Mit der Berühmtheit hat es vorläufig noch gute Wege; hübsch bin ich nicht, denn mir fehlt jeder lyrische Schwung der Linien. Was die Jugend und Gesundheit anbetrifft, so erinnere ich Sie an meine siebenundzwanzig Jahre und mein Talent zu Magenschmerzen. . . Aber wir vergessen die Zeit. Stehen Sie auf, Sie sollen ja nach Sonnenuntergang nicht mehr am Strande sein.“

„Ach, über den Doctor! Erst zerrt er mich mit Gewalt ins Leben zurück, nachdem ich mir die größte Mühe gegeben hatte, es mit Anstand zu verlieren, und dann läßt er mich nicht einmal leben, wie ich möchte!“

„Waren Sie sich wirklich bewußt, was Sie thaten, als Sie sich um dieses kleinen Fischerjungen willen so tollkühn dem Tode aussetzten?“ fragte die Materin, indem sie die Aufstehende unterstützte.

„Natürlich war ich mir dessen bewußt: ich setzte ein verfehltes Dasein für ein frisches junges Leben ein, — ein Nichts für ein Etwas.“

„Ein reiches Geistesleben für das Vegetiren eines Naturmenschen.“

„Was, was hat die Welt von meinem Geistesleben? Nichts. Dagegen wird dieser Naturmenschen sie dereinst mit tausenden von Heringen und Flundern versorgen; das ist ihr Lieber. — Ist mein Kleid sehr gedrückt?“

„Viel weniger als Ihre Stimmung,“ lächelte Marentia, der Anderen die Falten der eleganten weißen Robe glattstreichend. „Und nun kommen Sie, Sie weltmüde Greisin von zweiundzwanzig Jahren.“

Sie nahm das Skizzenbuch und schritt die steile Strandtreppe hinunter, Edith folgte langsam.

Einige Minuten später, als beide unten den Strand erreicht hatten, erklimmte die höchste Spitze des Berges ein Fremder. Man hatte von oben eine köstliche Aussicht auf die See. Er lehnte sich an das Geländer, zum Schutze gegen das Hinabstürzen von dem steilabfallenden Felsen, sah einen Augenblick schweigend auf die ungeheure Wasserfläche und fragte dann einen Herrn, der schon eine Weile oben gestanden und den Strand zu seinen Füßen beobachtet zu haben schien, unter höflichem Abziehen des Hutes:

„Wie heißt der Ort an jener Küste?“

„Heringsdorf,“ antwortete der Gefragte lakonisch, den Gruß zerstreut erwidern und sofort wieder hinab nach dem Strande schauend.

„Pardon, daß ich Sie nochmals störe. Liegt denn dieses Bad auch auf Wollin?“ fragte der Fremde erstaunt.

Der Andere richtete sich phlegmatisch auf, drehte mit einem kurzen Entschlusse dem Geländer und somit der Aussicht nach unten den Rücken und wandte sich artig zu dem Fragenden.

„Nein, — Heringsdorf liegt auf Usedom; der weiße Streifen, welchen Sie da sich hinziehen sehen, ist Usedomer Strand. Sie sind zum ersten Male in Misdroy?“

„Ja, überhaupt zum ersten Male am Meere. Der Eindruck ist überwältigend.“

„Nun ja, für den Binnenländer ist die Ostsee imposant genug. Aber sie ist gar kein richtiges Meer, hat nicht einmal Ebbe und Fluth; vollends heut so ruhig wie ein Ententeich. Hätten sie vor acht Tagen zum ersten Male sehen sollen, das war fast interessant.“

„Ich hörte unterwegs, daß bei dem heftigen Sturme die See großen Schaden angerichtet haben soll —“

„Ging an, ist schon reparirt.“

„— und daß eine junge Dame beim Baden fast um's Leben gekommen wäre.“

„Beim Baden? Das heißt: sie sah, während sie im Wasser stand, daß unweit der Badeanstalt ein Boot mit zwei Jungen umschlug, von denen nur der eine wieder auftauchte. Sie selbst, eine geschickte Schwimmerin, schwamm sofort mit Ausbietung aller Kräfte an die Unglücksstätte und rettete das zweite Kind mit Gefahr ihres eigenen Lebens.“

„Das edle Mädchen! Es ist doch alles glücklich abgelaufen?“

„Gott sei Dank, ja!“ sagte der Andere aus vollster Seele heraus.

„Ah, Sie kennen die Dame?“

„Einigermassen, sie ist meine Schwester,“ erwiderte er ruhig und fuhr, die offenbar von dem Fremden beabsichtigte Gratulation mit einer Handbewegung abwehrend, langsam fort: „noch dazu meine einzige, die ich vor wenigen Wochen erst nach zweijähriger Trennung wiedergesehen habe. Hätte dem zierlichen kleinen Ding nie so viel Muth zugetraut; war zwar immer ein merkwürdiges Kind; durfte von klein an thun und lassen, was es wollte.“

„Eine gefährliche Freiheit,“ meinte der Andere lächelnd; „da ich übrigens nicht nur den Muth, sondern auch die Schönheit der jungen Dame rühmend hörte, so beglückwünsche ich Sie zu solch einer Schwester.“

„Sehr gültig. Habe nicht viel von ihr, bin Kapitän der holländischen Korvette ‚Duive‘ und meist auf Reisen,“ war die phlegmatische Erwiderung.

„Daher Ihre souveräne Verachtung der Ostsee. Sie kennen jedenfalls sämmtliche Ozeane in all ihrer Großartigkeit?“

„So ziemlich. Wollen Sie bei der einbrechenden Dunkelheit noch weiter in die Berge hinein, oder gehen Sie mit mir nach Misdroy zurück?“

„Wenn Sie gestatten, so begleite ich Sie.“ Der Kapitän wandte sich noch einmal um, überzeugte sich mit einem kurzen Blicke, daß die Damen unten, durch den tiefen Sand aufgehoben, noch keinen allzugroßen Vorsprung hatten und ging mit dem Fremden langsam den Berg hinunter, doch nicht über die Strandtreppe, sondern von einer anderen Seite. Sein Gefährte gefiel ihm, und da er als Seemann an schnelles Bekanntwerden gewöhnt war, der Andere seinerseits den weitgereisten, noch jungen Mann — der Kapitän schien Anfang der Dreißiger zu sein — offenbar interessant fand, so unterhielten sich die Herren in lebhafter Weise, während sie die kiezbestreute Strandpromenade oberhalb der Dünen entlang gingen. Von Zeit zu Zeit schaute der Kapitän nach dem Meeresufer; er sah trotz der Dämmerung, daß die bei weitem größere der beiden Damen — es war die Malerin — ihren Arm wie stützend um die zarte Gestalt der Anderen gelegt hatte, daß die jüngere den Hut abnahm und ein weißes

Spitzentuch um die goldblonden Locken band und daß die Beiden ihren Schritt allmählig beschleunigten. Der Kapitän lächelte still in sich hinein; er hatte die Distanz so gut berechnet, daß er den Weg der Damen oben am Bade kreuzen mußte. Sein Begleiter merkte von alledem nichts und war deshalb einigermassen erstaunt, als der Seemann plötzlich stehen blieb, mit einem kurzen, wenngleich freundschaftlichen Gruße sagte: „Wir sehen uns wol morgen im Bade wieder?“ und auf zwei Damen zuschritt, die eben vom Strande heraufkamen. Er hatte augenscheinlich eine Anrede an die Aeltere auf den Lippen, als etwas Unerwartetes geschah. Edith erblickte den Fremden, streckte wie geistesabwesend beide Arme abwehrend aus und fiel mit einem tiefen Seufzer ihrem Bruder besinnungslos in die Arme. Der unbekannte Herr aber stand völlig erstarrt auf seinem Platze, das verfinsterte Gesicht mit dunkler Röthe bedeckt und die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf die Ohnmächtige geheftet.

„Wer sind Sie?“ rief der Kapitän erschrocken.

„Professor von Prachs. Ist Edith Haff Ihre Schwester?“ sprach der Fremde fast mechanisch, und als der Kapitän bejahend nickte, grüßte er stumm und schritt eilig davon.

„Wer ist der Herr?“ fragte Marentia bestürzt.

„Edith's ehemaliger Verlobter.“

„Ei, das haben Sie ja erstaunlich schlau angefangen, Herr Kapitän,“ meinte sie ironisch und half ihm, Edith wegzuführen.

2.

When to the sessions of sweet silent thought
I summon up remembrance of things past,
I sigh the lack of many a thing I sought,
And with old woes new wail my dear time's waste.
Shakespeare, „Sonnets.“

Sehr früh am anderen Morgen wurde leise ein Fenster im ersten Stock einer kleinen Villa auf den Dünen geöffnet, und Edith Haff's bleiches überwachtes, aber doch unsagbar liebliches Antlitz beugte sich in die frische Morgenluft hinaus. Sie that ein paar heftige, tiefe Athemzüge, als wäre sie im Zimmer dem Ersticken nahe gewesen, dann setzte sie sich auf das Fensterbrett, schlang beide Arme um das Fenstergeländer und lehnte den müden schmerzenden Kopf an das harte Holz. Sie hatte die Augen geschlossen, es nutzte nichts, sie offen zu halten; sie sah doch nur vor sich das sonnige Stückchen Erde, wo sie ihm zuerst begegnet, ihm, dem sie ihr unerfahrenes fröhliches junges Herz so willig geschenkt, um es verrathen und zertreten zurückzunehmen.

Sie stand im Geiste wieder auf dem Heidelberger Schloßberge und schaute leuchtenden Blicks in das weite schöne Neckarthal, so schön, daß sie sich von diesem sonnigen Bilde nicht losreißen konnte, obgleich die Eltern schon weiter geschritten waren. Endlich rief die Mutter ungeduldig: „Edith, Edith!“ da wandte sie sich um. In die Aussicht vollständig versunken, hatte sie nicht bemerkt, daß Jemand hinter sie getreten war. Jetzt bei dem hastigen Umdrehen stieß sie mit dem Sonnenschirme an einen Hut; sie sah auf und in ein Paar dunkle Männeraugen, welche lächelnd den erschrockenen Mädchenblick festbannten, indem der Herr grüßend den gestopfenen Hut vom Kopfe zog. Sie murmelte unter glühendem Erröthen eine Entschuldigung und ging schnell zu den Eltern.

Beim Mittagessen saß der Fremde an der table d'hôte ihres Hotels ihnen gegenüber. Am andern Morgen stieg er zu ihnen in das Coupé des Zuges nach Mannheim, und die Eltern, des interessantesten Gesichtes ihres gestrigen vis-à-vis sich erinnernd, knüpften ein Gespräch mit ihm an. Er erwies sich als ein feiner lebenswürdiger Gesellschafter, und als es im Laufe der Unterhaltung herauskam, daß er wie sie bis Mainz mit der Eisenbahn und von dort mit dem Dampfschiff den Rhein hinunter bis nach Köln zu fahren gedachte, schloß man fröhliche Bekanntschaft unter Austausch der Karten. Auf der des jüngeren Herrn stand: Otto von Prachs, Dr. med. Edith war während der Fahrt auffallend schweigsam. Sie blickte meist zum Fenster hinaus oder blätterte zerstreut im Bädeler; aber eigentlich sah sie weder die lachenden Gesilde da draußen, noch die Zeilen des Buches, sondern nur immer den tiefen lächelnden Blick, den der Fremde gestern auf sie geheftet. Seine weiche und doch kräftige Stimme schmeichelte ihrem Ohre wie Musik; sie hätte am liebsten gewollt, daß nur er allein immer spräche, die sonst so theueren Stimmen der Eltern klangen ihr störend und hart in seine Rede.

Aber am anderen Morgen war sie wieder heiter und gesprächig; sie hatte die Traumbefangenheit des gestrigen Tages abgestreift, sie gleichsam in eine einzige starke Empfindung concentrirt, und dieses Gefühlskleind in dem Schmuckkästchen ihres Herzens verborgen, tief im Grunde, damit kein profanes Auge den köstlichen Schatz entdecke. Sie lachte und scherzte mit den Eltern und ihm, sie war wieder ganz das glückliche Kind, der helle muntere Sonnenstrahl, der seine Umgebung erheiterte.

Auf dem Dampfschiffe setzte sich der Doctor auf ein Bündel Laue, das am Boden lag, zu ihren Füßen nieder und erzählte ihr die Sagen des Rheins. Die Eltern lauschten

anfangs, dann entdeckten sie in einem bejahrten Ehepaare alte Bekannte aus ihrem früheren Wohnorte — jetzt lebten sie seit Jahren in Dresden — und traten zu diesem, die jungen Leute allein lassend. Der Doctor erzählte fort; er war ein Rheinländer und die Sagen seiner Heimath ihm von Kindheit an lieb und vertraut gewesen, doch niemals lieber als jetzt, wo sie, je nach ihrem Inhalte, ihm ermöglichten, ein Lächeln oder einen Schatten in das holdselige Antlitz zu zaubern, das sich ihm in gespanntem Lauschen zuneigte. Und zu den Geschichten aus alten längstvergangenen Zeiten tönte heller Jubel der Gegenwart von den Ufern herüber, und dazwischen plätscherte hier und da eine neckische Welle an die Seite des Schiffes, — o, das Leben war doch wunderbar schön!

Dr. von Prachs fand es unmöglich, sich in Köln von seinen neuen Bekannten zu trennen. Er fuhr mit ihnen den Rhein wieder hinauf und begleitete sie nach Wiesbaden; Edith's Vater wollte dort Aufenthalt zur Kur nehmen. Und Herr Haff hatte dies noch nicht ganz einen Monat gethan, als eines Morgens Herr von Prachs um Edith anhielt, und die Eltern ihm ihre einzige Tochter gern und freudig anverlobten. Hatten sie doch den jungen Mann in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft genugsam lieben und schätzen gelernt, um annehmen zu können, daß Edith's Glück an seiner Seite gesichert sei. Das junge Mädchen selbst war ganz Liebe, ganz strahlende Seligkeit; es schien, als seien ihrer Seele Schwingen gewachsen, so glänzend entfaltete sich damals ihr Geist, so anmuthig war ihr Wit, so originell und tief waren ihre Gedanken. Ein Jeder, der mit ihr in Verührung kam, wurde von ihrer bedeutenden Erscheinung frappirt; man beneidete den glücklichen Bräutigam, man bewarb sich um ein lebenswürdiges Wort, einen freundlichen Blick von ihr; sie war unbestritten die Heldin des Tages.

Als sie eines Morgens mit ihrem Verlobten über die Promenade schritt, zuckte er plötzlich heftig zusammen, und als sie fragend auffah, bemerkte sie, daß er mit tief erblaßtem Gesicht auf eine Gruppe blickte, welche sich heiter und ziemlich geräuschvoll vor dem Kurhause unterhielt. Den Mittelpunkt bildete eine junge Dame, groß, schön, üppig, sehr auffallend gekleidet; die Anderen waren Herren. Es schien, als streite man sich um eine Rose, welche die Dame hoch in der Rechten hielt. Plötzlich warf sie die Blume in die Luft und lachte laut über die Gesen, mit denen jeder der Herren sie zu erschaffen strebte. In dem Moment, als der Jüngste von ihnen die Rose triumphirend emporhob, bemerkte sie das junge Paar. Sie erschrak, senkte sichtlich betroffen den Blick zur Erde, hob ihn aber gleich darauf wieder und heftete ihn mit einem so höhnischen Lächeln auf den Doctor, daß Edith, vor Scham und Bestürzung erröthend, ihren Bräutigam mit sich fort in eine Seitenallee zog, ehe sie ihn fragte: „Wer ist diese Person?“

Würde er ihr damals geantwortet haben, was sie erwartete: daß nämlich jene Frau irgendwo einmal seinen Weg gekreuzt und keinen Grund habe, sein Andenken als ein sonderlich freundliches zu bewahren, so hätte sie sich begnügt, — sie hätte nichts weiter wissen mögen. Statt dessen antwortete er mit finsterner Stirn: „Ich kenne sie nicht.“

Nach dem eben erlebten Vorgange war diese Behauptung eine so offenbare Unwahrheit, daß Edith erschrocken rief: „Otto, Otto, sage, wer sie ist!“

„Ich kenne die Person nicht,“ wiederholte er, indem sein Blick dem ihrigen auswich und seine Stimme einen auffallend harten Klang hatte.

Sie schwieg. Sie hatte das seltsame Gefühl einer physischen Leere im Herzen. So kamen sie stumm an ihr Haus; anstatt seine Braut hinauf zu begleiten, wie er sonst that, drückte er ihr nur die Hand und ging nach seiner Wohnung, kam an diesem Tage auch nicht mehr zu ihr. Die Eltern wunderten sich, aber schließlich war ja der zukünftige Schwiegersohn nicht verpflichtet, jeden Nachmittag bei ihnen zuzubringen. Am anderen Morgen erschien er wieder, etwas blaß und verstört aussehend, als habe er die Nacht hindurch gewacht, merkwürdig zerstreut und ohne seine sonstige heitere Lebenswürdigkeit. Man kam im Laufe des Gesprächs auf das Theater.

„A propos,“ rief Herr Haff, „gestern ist eine neue Schauspielerin zu der Truppe gekommen, eine hübsche Person, soll sehr gut spielen; wollen wir heut Abend in die ‚Angot‘ gehen?“

„Gern!“ meinte Edith's Mutter; das junge Mädchen nickte gleichgiltig, ihr war seit gestern der Geschmack für diese Dinge abhanden gekommen. Der Doctor sagte kalt: „Mir erlaubt Ihr wol, mich von diesem zweifelhaften Vergnügen zu dispensiren.“

„Zweifelhaft? Sei doch nicht so skeptisch, lieber Sohn,“ erwiderte Herr Haff freundlich. „Uebrigens soll die Dame, obgleich sie sich kurzweg Just nennt, von Adel sein.“

„Wer sagt das?“ brauste Herr von Prachs auf. „Ei wie hitzig! Alle Welt sagt es; einer meint, sie sei eine Geborene von Müller, der andere eine von Schulze, — na, mir ist's egal, wenn sie nur gut spielt, und das wird sich ja heut Abend zeigen.“

Man sprach von etwas anderem, die Eltern gut gelaunt, Prachs mit erzwungener Lebhaftigkeit, nur Edith lag schweigend im Schaukelstuhl, die Hände leicht gefaltet, die Augen gesenkt: sie grübelte.

„Geh nicht ins Theater, Edith,“ bat der Doctor in der Dämmerstunde seine Braut, als sie einen Moment allein waren.

„Warum nicht?“ fragte sie, indem ihre klaren Augen einen langen, schmerzlich prüfenden Blick auf sein Gesicht hefteten.

„Mein Himmel, ‚Mamsell Angst‘ ist kein Stück für Dich, und dann: es ist Dir nicht gesund, bei dieser Hitze im Theater zu sitzen. . . bleibe lieber zu Haus.“

„Vor acht Tagen war es heißer und Du ließe dich ruhig ins Theater gehen,“ erwiderte sie, und mehr und mehr bestätigten seine Worte einen Argwohn, der sie erfaßt, als von der neuen Schauspielerin gesprochen worden war.

„Aber das Stück, das Stück!“ drängte er.

„Wenn es so gar schlimm wäre, würden die Eltern mich nicht mitnehmen,“ sagte sie einfach.

Es schien, als wolle er noch etwas erwidern, aber da trat die Mutter herein, schon in voller Toilette, und Edith begab sich eilig in ihr Zimmer, sich umzukleiden.

Sie hatte sich nicht getrt: die neue Schauspielerin, Fräulein Just, war jene Dame von der Promenade. Sie spielte die Rolle der Clairette mit so viel Natürlichkeit, daß man erkannte, sie spielte sich selbst. Edith beobachtete sie mit einem bitteren Lächeln: sie wußte nun, warum ihr Bräutigam sie durchaus vom Theaterbesuch hatte zurückhalten wollen.

Der Geist des Mißtrauens, der sie erfaßt, ließ ihre Seele nicht mehr frei; er schärfte ihr Auge, so daß Otto von Prachs' äußeres Verändertsein, seine Verstortheit, seine Aufgeregtheit ihr nicht entgingen; er verfeinerte ihr Ohr, daß es die leise Kälte seiner Stimme, das Erzwungene seines Lächelns wahrnahm. Es kamen Tage, wo die Brautleute kaum eine Silbe allein miteinander sprachen, weil beide ein tête-à-tête möglichst vermieden, was ihnen bei dem großen Kreise von Badebekanntschäften, der „die schöne Haff“ stets umgab, leicht genug wurde. Nachts verbarg sie wol ihr Haupt in das Kissen und weinte heiße Thränen, am Tage aber erschien sie freundlich und gelassen. Trotzdem gehörte eine große Zerstreuung oder Schlimmeres seitens Dr. von Prachs' dazu, Edith's Gemüthszustand nicht zu bemerken.

Fräulein Just machte viel von sich reden, nicht blos wegen des Luxus ihrer Toiletten, vor Allem wegen ihrer tollen Launen, denen Vollstrecker genug zu Gebote standen. Sie bildete den Hauptunterhaltungsstoff der müßigen Badegäste, und so kam es, daß Edith Haff von ihrem Thun und Lassen ziemlich genau unterrichtet war. Ihr Bräutigam konnte bei diesen Gesprächen niemals eine innere Aufregung ganz unterdrücken und so oft die imposante, wahrhaft junonisch schöne Gestalt der Schauspielerin ihm auf der Promenade unerwartet entgegentrat, stieg ein dunkles Roth in sein Gesicht, was bald zu lächelnden, moquanten Blicken und allerlei Bemerkungen der Badegäste Veranlassung gab, wie Edith mit Schmerz gewahrte.

Einst wurde bei dem Frühspaziergange von einem Baron von Hönig, einem der eifrigsten Verehrer Edith's, lachend erzählt, daß Fräulein Just im Begriffe stehe, sich von einem verheiratheten ungarischen Magnaten auf eins seiner Güter entführen zu lassen. Edith, welche neben ihrem Bräutigam ging, streifte ihn bei diesen Worten mit einem schnellen Blicke und sah mit Bestürzung die finsternen Falten auf seiner Stirn. Er blieb plötzlich stehen, erinnerte sich, eine wichtige Bestellung im Hause unterlassen zu haben und verließ die kleine Gesellschaft mit einem kurzen Gruße. Edith wagte nicht, aufzusehen, sie ahnte das vieldeutige Lächeln, mit welchem man dem Davoneilenden nachblickte. Um ihre innere Unruhe, ihre Herzensqual vor den Anderen zu verleugnen, dehnte sie unter mühsam erzwungener Heiterkeit den Spaziergang möglichst weit aus. Als sie heimkam, hatte soeben ein Bote einen kurzen Zettel von Dr. von Prachs gebracht, der nichts enthielt, als: „Muß einer wichtigen Angelegenheit wegen sofort eine kleine Reise antreten. Rückkehr noch unbestimmt. Dein Otto.“

Sie las das Papier mit zuckenden Lippen drei, viermal, dann zerriff sie es in kleine Stücke; noch war seine Schuld ja nicht erwiesen, noch durfte sie hoffen, ihr böser Verdacht sei nur eine Ausgeburt ihres Hirns. Aber als es am Abend hieß, die Vorstellung habe abgesagt werden müssen, weil Fräulein Just, die Vertreterin der Hauptrolle, nicht im Theater erschienen und weder in ihrer Wohnung noch sonst irgendwo zu finden gewesen sei, da verließ sie der Wuth. In ihrem Schmerz klagte sie den Eltern all ihren Kummer, ihre Angst, und obgleich diese den Worten des jungen Mädchens anfangs entschiedenen Unglauben entgegensetzten, — sie hatten in ihrer Harmlosigkeit nichts bemerkt — so wurden sie durch Edith's feste Ueberzeugung doch allmählig nachdenklich; sonderbar blieb die plötzliche Abreise des künftigen Schwiegersohnes immerhin.

Sie sollten nicht lange im Unklaren bleiben. Am anderen Tage berief ein Telegramm Herrn Haff nach der nächsten

Station; dort empfing ihn ein Herr, der sich ihm als Arzt vorstellte und ihn darauf vorbereitete, einen seiner jungen Verwandten in einigermaßen bedenklichem Zustande hier zu finden.

Herr Haff wurde von einer plötzlichen Inspiration erfaßt.

„Sie sprechen von Dr. von Prachs; er hat ein Duell gehabt,“ sagte er bestimmt.

„Sie wissen?“ fragte der Andere erstaunt.

„Alles! Das Duell fand einer Schauspielerin wegen statt.“

„Auch das wissen Sie?“ fragte der Arzt höchst befremdet.

„Ich sage Ihnen ja, alles. Und nun: der Ausgang?“

„Der Ungar ist todt und Herr von Prachs ziemlich schwer verwundet.“

„Lebensgefährlich?“

„Nicht unbedingt. Aber die Pflege wird langwierig sein, wem soll ich sie anvertrauen?“

„Sie begreifen, daß ich, als Vater von Prachs' ehemaliger Braut, mit dem Verwundeten nichts mehr zu schaffen habe,“ sagte Herr Haff kalt, „doch werde ich Ihnen die Adresse seiner Eltern geben.“

Nachdem dies geschehen, reiste er mit dem nächsten Zuge nach Wiesbaden zurück, ohne Herrn von Prachs auch nur gesehen zu haben.

Edith empfing die Nachricht, welche der Vater mit schwerem Herzen den Seinigen brachte, mit einer merkwürdigen, ja unheimlichen Ruhe. Keine Thräne, keine Klage sprach von ihrem inneren Glend. Um dem unausbleiblichen Baderelätsch zu entgehen, reiste die Familie sofort ab, nach Dresden zurück. Dort brach Edith zusammen, körperlich und geistig. Sie verfiel in einen Zustand von Lethargie, aus welchem sie nichts mehr zu reißen vermochte. Tage, Wochen, ja Monate hindurch lag sie still auf ihrem Lager, ohne Bewegung, ohne das geringste geistige Interesse; sie hatte die Augen meist geschlossen, hob sie kaum bei einer Anrede und antwortete zuletzt nicht einmal mehr auf die Fragen der Ihren. Schon glaubte der Arzt diesen seltsamen Zustand für Geisteskrankheit erklären zu müssen, als die unerwartete Ankunft des seit Jahren im Auslande weilenden einzigen Sohnes den Eltern einen schwachen Hoffnungsstrahl gab. Man führte den jungen Mann vor die Schwester, er rief zärtlich ihren Namen; da öffnete sie die großen müden Augen und sah ihn verwundert an. „Koderich!“ sagte sie matt. . . sie hatte ihn erkannt. Von diesem ersten Zeichen wiedererwachten geistigen Lebens an besserte sich Edith's Befinden. Nach einigen Wochen konnte sie zum ersten Male das Zimmer verlassen.

Da traf sie eine zweite schwere Heimsuchung: ihr Vater wurde infolge einer Erkältung völlig gelähmt. Aber was, wenn es eher eingetroffen, vielleicht ihr Tod gewesen wäre, das diente ihr jetzt zum Heile; sie fühlte sich auf einmal stark genug, die durch den zweiten Schlag noch tiefer gebeugten Eltern zu stützen und zu trösten. Nun war sie wieder das geistesstarke Mädchen von ehemals, der Stolz und das Glück der Familie; nur ihr Körper blieb zart und schwächlich, ihre sonnige Heiterkeit war verschwunden, ihr Scherz hatte einen ernsten Hintergrund, und manchmal überraschte sie sich auf einer mächtigen Todessehnsucht, die sie nur mühsam unterdrückte. Davon freilich ahnten die Eltern nichts, nur der Bruder, welcher mit kummervollem Herzen von ihr schied, als sein Urlaub zu Ende war, erkannte ihren Seelenzustand. Fast zwei Jahre waren seit seiner Abreise verflossen, ehe er wieder einmal Gelegenheit hatte, seine Eltern und Edith zu sehen. Er regte in seiner Schwester den Gedanken einer Seebadreise an, indem er sich erbot, sie nach Scheveningen zu begleiten. Sie hatte keine Neigung, eine so weite Reise zu machen, ließ sich aber nach langem Zureden bewegen, wenigstens ein Ostseebad zu besuchen, und so fuhr sie denn, nur von einer Kammerfrau begleitet, — ihre Mutter mußte bei dem gelähmten Vater zurückbleiben, — unter dem Schutze ihres Bruders nach dem lieblichen Misdroy, um hier in möglichster Einsamkeit Ruhe und Erholung zu finden. Damit sie vor unruhiger Nachbarschaft bewahrt bleibe, hatte der Kapitän den gesammten oberen Stock der kleinen Villa gemiethet, so daß Edith über ein eigenes Schlaf-, Toiletten- und Wohnzimmer verfügte; außerdem traf sie in der Person von Fräulein Marentia Schmidt, welche als einziger weiterer Gast zwei Zimmer im Parterre des Hauses bewohnte, eine Gefährtin nach ihrem Geschmade, und so waren ihre Tage in stiller Behaglichkeit verflossen, bis die Rettung des verunglückten Fischereknaben ihre Gesundheit wieder erschütterte. Doch hatte sie sich davon auffallend schnell erholt; schon hielt sie sich für völlig genesen — da kam Er!

Ein Augenblick des Wiedersehens und die innere Ruhe, die mühsame Errungenschaft dreier Jahre, erstarb mit ihrem Bewußtsein. Als sie zu sich kam, fühlte sie, wie die alten Wunden wieder aufbrachen und bluteten, wie ein seelisches Wundfieber ihr Inneres verzehrte. . . .

Edith neigte ihr stolzes Haupt noch tiefer auf die um das Fenstereck geschlungenen Arme und weinte heiße, brennende Thränen, aber nicht aus unglücklicher Liebe, sondern aus Selbstverachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

(S. d. Illustration S. 13.)

Still war's im Haus, man dachte wol, sie schlief,
Die doch der Ruhe und des Schlafs vergaß.
Sie holte leise sich ein Päckchen Briefe
Und faltet' auseinander sie und las.

Sie kannte sie vom ersten bis zum letzten,
Sie wußt' genau, was in jedweden stand;
Zeit ihre Thränen sie zuerst benetzte,
Wie hielt sie oft die Briefe in der Hand!

Wie hat den ersten zitternd sie gelesen,
Wie hat sie jubelnd ihn gedrückt an's Herz!
Und welcher, ach, der letzte ist gewesen —
Sie lieft ihn wieder und vergeht vor Schmerz.

Und zwischen beiden — auf wie viele Stunden
Des Hoffens sieht, des Bangens sie zurück!
Dies Päckchen, von dem seibnen Band umwunden,
Wie viel umfaßt es an vergangenem Glück!

Wie liegt so fern, was einst ihr war so theuer!
Verklungen längst wie manches süße Wort.
Soll sie die Briefe werfen in das Feuer?
Es nimmt vielleicht auch die Erinnerung fort.

Es wäre gut vielleicht, sie zu verbrennen,
Die werthlos sind, ein, ach, verfallnes Pfand!
Sie kann sich doch nicht von den Briefen trennen —
Und was auch hülf' es, wären sie verbrannt.

Es liege doch sich nimmermehr vergessen,
Es drängte doch stets wieder sich hervor:
Erinnerung an das, was sie besessen,
Erinnerung an das, was sie verlor.

J. Trojan.

N e m i.

Erzählung von Hans Wachenhusen.

I.

Auf den bleichen, vom Ufer schroff aufsteigenden Wänden des Attaka-Gebirges lag der Abendsonnenschein in gelben und violetten Tinten, der letzte Gruß derselben Sonne, die den Tag hindurch auf die Wüste gebrannt, durch die sich die Eisenbahn von Kairo nach Suez windet. Goldglitzernder Nebel deckte fern im Osten die Mosesquellen und die Höhen des Sinai; tiefe Stille lag über dem Spiegel des Rothens Meeres.

Kein Lüftchen regte sich in der weiten Bucht zu Füßen des Attaka, keine Welle umplätscherte den großen Indiadampfer auf der Rhebe von Suez und fast lautlose Ruhe herrschte auch über den riesigen von Kohlenrauch geschwärzten Maschinen, den Baggern, Elevateuren und all dem kolossalen Apparat, der, vom Dampf und von tausenden von Menschenarmen in Bewegung erhalten, das große Werk der Durchstechung des Suez-Isthmus vollendet hatte.

Die Terrasse des Suez-Hotels, der großen Karavanserei, das die von Morgen und von Abend Kommenden, entweder dem großen Indiadampfer entstiegene oder denselben erwartenden Passagiere beherbergt, war von englischen Touristen garnirt. Die Füße auf den Tischen, die Zeitung im Schoß, den Kopf in den Wiegestuhl zurückgelehnt, lesend oder in das Wasser hinausstarrend, gähnend oder rauchend, saß die sich selber langweilende Gesellschaft da, während mit lautlosem Rasttritt die indischen Diener des Hotels, mit dem weißen Bund über der braunen Stirn und den dunklen großen Hinduangenen an ihr vorüberglitten, um einer andern weiter abtühenden Gruppe von Offizieren des großen Dampfers und einigen in ihre indischen Garnisonen zurückkehrenden englischen Kriegern Sherry zu serviren.

Auch sie waren nicht überlaut. Die Hitze des eben sinkenden Tages lag noch bleiern in den Gliedern und keine Brise verwehte den über der Brust liegenden heißen Brodem, der von der Wüste zum Meere drang. Nur Einer unter ihnen, ein hochgewachsener junger Mann, mit großen dunklen Augen, tiefgebräuntem Teint und fesselnden Gesichtszügen, erhielt die Unterhaltung in Fluß. Seine Uniform stach grell gegen die der übrigen Offiziere ab, es war die der ägyptischen Kavallerie. Während der helmschirmige graue, mit Gaze umschlungene Hut den Reisenden deckte, war sein Tarbusch von der braunen Stirn in den Nacken zurückgesunken; den Ellbogen auf dem Tisch, die Wange müde in die Hand gestützt, saß er da, ohne Ostentation erzählend, was die vom Klima und vom Fieber gestempelten, in ihrer Jugendfrische durch Entbehrungen erschlafften Züge bestätigten; in phlegmatischer Ruhe lauschten ihm die Zuhörer.

„Adrianos-Bey!“ unterbrach ihn einer der indischen Hoteldiener, zu ihm tretend, ihm eine Depesche überreichend und dann mit den Gästen zugekehrtem Antlitz zurücktretend. Adrianos las und steckte gleichgiltig das Papier zwischen die Brustknöpfe seiner Uniform.

„Man erwartet meinen Rapport in Kairo,“ fuhr er im reinsten Englisch fort, eine Cigarette vom Tisch nehmend. „Der gute Baker hatte uns da etwas eingebracht, was nicht



zu verdauen ist. Er überreichte damals dem Khedive den Plan, die Nilländer bis zu den Seen zu erobern, die Schwarzen zur Bodencultur zu zwingen, den Sklavenjägern das Handwerk zu legen und einen Handelsplatz unter dem Aequator zu gründen. Seine Hoheit wollten die Vortheile einer solchen sehr kostspieligen Expedition anfangs nicht einsehen, namentlich die philantropische Seite desselben hatte nichts Verlockendes für den Khedive, denn ist die Sklaverei in seinem Lande auch dem Buchstaben nach abgeschafft und der Sklavenhandel verboten, so existiren beide deshalb ungestört weiter und in gewissen Sphären der Gesellschaft wüßte man sich kaum ohne dieselben zu behelfen. Die schwarze Waare wird nach wie vor von Obergypsen herunter transportirt und kommt, um die Aufmerksamkeit der europäischen Consuln zu täuschen, auf Umwegen und unter dem Titel freier Dienerschaft auf die Besitzungen der Paschas und in die Paläste der Hauptstadt. Kapitän Baker wußte deshalb Se. Hoheit bei der andern Seite zu fassen, nämlich bei der ökonomischen, die dem Khedive eine so wichtige ist, wie wenig er auch nach außen für einen Ökonomen gelten kann. Er schilderte ihm die Nothwendigkeit, die Schwarzen zur Kultur der Baumwolle zu zwingen. Baumwolle ist für Se. Hoheit der Inbegriff alles Guten und Nützlichen. Baumwolle ist ihm Alles; seiner Baumwolle dienen die Schiffe auf dem Nil, die Eisenbahnen auf dem Lande; Baumwolle ist ihm die Quelle seines Reichthums und er segnet den Gedanken seines tapferen Ahnen Mehemet Ali, der ihre Kultur einführte.

Adrianos-Bey warf einen flüchtigen Blick umher, sich überzeugend, daß er nicht von Unberufenen gehört werde. Er sah seine Zuhörer aufmerksam und fuhr fort:

„Baker hatte damit schon das eine Ohr des Khedive gewonnen, er hatte auch seine Lockspeise für das andre zur Hand. Baker brauchte ihm, der sein Land genauer kennt als irgend Einer, nicht die Karte der Aequatorialgegenden zu zeigen. Er wies nur auf die Möglichkeit hin, daß einer oder mehrere der Regierfürsten, die des Khedive Absichten niemals trauen, auf den feindseligen Gedanken kommen könnten, die Zuflüsse von den abessinischen Plateaux und aus den Seen abzulenken, und dadurch das ganze untere Egypten zur Wüste zu machen.

„Baker hatte seinen Zweck erreicht. Der Khedive bestimmte enorme Summen zur Ausrüstung einer militärischen Expedition, zu welcher seine Lieferanten in England, zerlegbare Dampfböte, Fahren und viele andere Apparate liefern mußten. Baker, zum Pascha ernannt für das, was er leisten werde, zog mit einer kleinen Armee nilaufwärts. Er erreichte Chartum und sah dort schon in dem Gouverneur des Khedive den ersten Feind vor sich. Auf seine eigene Kraft, seine Leute und seine Schiffe bauend, ging er den weißen Nil hinauf zum Sennaar, scheiterte aber hier gerade an Dem, womit er den Khedive ins Bockshorn gejagt. Der ganze weiße Nil war durch die Anstauung des Wassers, durch ein die ganze Gegend verpestendes Riff von Pflanzen- und Insektenmoder in einen See, Alles umher in stinkende Sümpfe verwandelt. Er verlor einen großen Theil seiner Soldaten und erreichte nur auf Nebenflüssen mit dem Rest Gondokoro, um von hier aus die Barineger zu unterwerfen.

„Zu diesem Zweck errichtete er eine Art befestigten Lagers. Als er nach den nutzlosesten Kämpfen, mit immer mehr schwindender Leutezahl, endlich kaum der Meuterei der letzteren mächtig geworden, überzeugte er sich von der Fruchtlosigkeit seines ganzen Vorhabens, zog sich wieder auf Chartum und von da nach England zurück, und der Khedive hatte wieder einmal einige Millionen umsonst geopfert. Wir unglücklichen Offiziere, die wir ihm mit einigen Compagnien nachgesandt wurden, fanden im Sennaar die Sklavenheke ärger als je. Man empfangt uns mit Kugeln und vergifteten Pfeilen; wir suchten vergebens nach Baker, fanden nur die von den Geiern abgenagten Skelete der Unsrigen und schlugen uns endlich mit einer handvoll Leute nach Massaua durch, wo die Letzten fast alle den Nachwirkungen des Sumpffiebers erlagen. Ich verließ Massaua allein zu Schiff, um dem Khedive den Rapport von unserem Misserfolg zu bringen.“

„Und was ist's mit dem hübschen blonden Kind, mit dem Sie gestern hier eintrafen?“ fragte ein grauköpfiger Colonel eines indischen Regiments. Adrianos-Bey schien ungern gefragt zu werden.

„Mit dem Kind!“ Er wälzte die Stirn in der Hand, hob dann den Einbogen vom Tisch und warf den Kopf zurück. „Der Zufall hat mir da eine Verpflichtung aufgeladen, die mich schwer bedrückt. Unser Fahrzeug legte in der Nähe von Dschedda an der asiatischen Küste an, um Mekka-Pilger zu landen. Acht Tage durfte ich dort ausruhen, um auch mich vom Fieber zu kuriren, aber mir ward's kaum vergönnt. Der Wirth meiner Locanda, einer elenden Hütte in der Beduinen-Vorstadt, ein ehrlicher Türke, kam eines Abends, um mir in heller Verzweiflung zu melden, es liege ein alter Engländer, ein Engländer, in seinem Hause im Sterben und wenn der in sein Paradies eingehe, bleibe ihm ein kleines Mädchen, eine Tochter des Unglücklichen, auf dem Halse. Er sei schon zum Consul geeilt, aber der sei auf Reisen und Niemand in seinem Hause. Er beschwor mich, nach dem Sterbenden zu sehen.“

„Auf dem elenden Divan eines der besseren Zimmer fand ich einen Mann von etwa siebzig Jahren in den letzten Zügen. Er war Engländer. Auf einem anderen Divan, mehr einem Haufen von Lumpen ähnlich, lag ein blondes Mädchen von zartem Gliederbau, mit vom Typhus entstelltem Antlitz, eine Beute des Todes, des Klimas, gegen das dieses schwächliche Wesen vergeblich ankämpfen mochte. ... Mir ward die Aufgabe, dem alten Herrn die Augen zuzudrücken und ihm in jener Stadt der Unduldsamkeit draußen im Sande eine Ruhestätte graben zu lassen. Wochenlang saß ich ohne fremde Hilfe am Krankenlager des Mädchens; ich trug Wasser aus der Cisterne herbei, um ihre glühende Pulse, ihre Stirn zu kühlen, und es gelang mir endlich, das arme, gebrechliche Wesen, das ich herzlich lieb gewonnen, auf ein Schiff unserer Küstenflottille zu bringen.“

„Ich habe viel, unendlich viel Mühe und Sorge mit dem Kinde gehabt.

Ich selbst trug noch das Fieber in mir, das mich in Massaua Wochen lang geschüttelt, aber wenn ich des Mädchens hilfesehnde Augen auf mich gerichtet sah, vergaß ich das eigene Leiden. Erst als ich sie von Dschedda auf's Schiff brachte, erfuhr sie von mir ihres Vaters Tod. Sie war noch nicht kräftig genug für eine Erschütterung wie diese, aber sie mußte die Wahrheit erfahren, als sie mich mit ihren großen Augen anschaute und fragte: Wo ist der Vater, von dem Sie mir sagten, er sei verreckt? Wo ist mein Vater?“

„Das Kind versank von da ab wieder in einen lethargischen Zustand, in eine Schlafsucht, aus der es bisher nur erwachte, um die heißesten Thränen um den Vater zu weinen. Es wird langer und sorgfältiger Pflege bedürfen, um ihm seine Kräfte wiederzugeben.“

„In welchem Alter ist das Kind?“ fragte Colonel Baring theilnehmend.

„Im vierzehnten Jahre; vielleicht hat es dasselbe schon vollendet. Aber es ist zu schwach und zart für sein Alter.“

„Und der Name des in Dschedda gestorbenen Vaters?“

„Gordon! ... Es gibt der Gordons so viele!“

„Und Sie fanden nichts bei dem Verstorbenen, was ...“

„Gordon-Sullivan nannte er sich.“

Colonel Baring schien der Name eigenthümlich zu berühren. Er sann vor sich hin. Dann schüttelte er traurig den Kopf.

„Er kann es nicht sein,“ murmelte er vor sich hin. „Es gibt in Indien viele Gordon-Sullivans. Amy Dirkens, die ich liebte, heirathete einen Gordon-Sullivan, denn ich besaß ja damals, ehe mein Vetter starb, nichts als meine elende Kapitän's-Gage. Er zog mit ihr fort, weit fort, damit sie mich nicht wieder sähe, denn auch sie liebte mich, obgleich ich schon vierzig Jahre zählte, und ich habe nie wieder von ihr gehört. ... Aber das Kind mußte ja Amy's Züge tragen, wenn es das ihrige wäre! ... Darf ich das Mädchen nicht sehen?“ wandte er sich in weichem Ton an Adrianos.

Dieser erröthete nicht, was den Colonel zu seiner Neugier treibe. Er schüttelte ablehnend den Kopf.

„Ich darf es nicht wagen, ihre Ruhe zu stören. Sie erschrickt vor jedem fremden Antlitz. ... Mein Dienst ruft mich zur Mudirich, zum Gouverneur!“ setzte er hinzu, sich der empfangenen Depesche erinnernd. „Vielleicht muß ich morgen schon weiter. Leben Sie wol, Colonel! Vielleicht sehen wir uns nicht mehr!“

Adrianos, sich von den Gästen verabschiedend, schritt die Terrasse entlang. Baring schaute ihm, getäuscht in seinen Wünschen, verlangend nach.

„Wenn es dennoch Amy's Kind wäre!“ murmelte er vor sich hin. ... „Amy mußte dann wol im Himmel sein, und sie war doch eine so kräftige Natur, obgleich ihr das Herz brechen wollte, als sie mir entsagen mußte und Gordon sie zum Altar führte.“

Colonel Baring mußte wol vor der Zeit gealtert sein, wenn er auch scheinbar noch ein kräftiger Mann war; er versank in die Erinnerung an seine einzige Liebe und saß noch da, als seine Kameraden die Terrasse verlassen.

Die Sonne sank über dem Attaka-Gebirge, stiller und stiller ward's um ihn und der Nebel senkte sich über Wüste und Meer. Ueber die Stadt legte sich die Todesruhe der Orientstädte nach Sonnenuntergang. Draußen auf der Rhede tanzten gleich Irlichter die Laternen in den Raaken des großen Indiensfahrers. Nur die Höhen des Sinai gipfelten noch in röthlichen Abendlichtern.

Endlich wischte er eine Thräne aus den Augen und trat in das Haus.

II.

Adrianos-Bey, von der Mudirich, dem Gouvernements-Gebäude, in das Hotel zurückgekehrt, vermied die Gesellschaft und suchte seine Wohnung auf, zwei nach der asiatischen Seite liegende kleine Salons, in halb indischem, halb europäischem Geschmack ausgestattet.

Er legte die Waffe ab, vertauschte die Uniform gegen den groben Matrosenanzug, in welchem er seit Massaua gereist, trocknete am Spiegel das von schnellem Gang feuchte schwarze Haar, schritt auf dem weichen Teppich hin und her und stand laufend dann an der zum andern Gemach führenden Thür.

Er pochte leise. Die Thür öffnete sich; ein dunkles nubisches Frauen-gesicht erschien auf der Schwelle.

„Die Kleine schläft noch immer?“ fragte er halb laut.

„Sie war erwacht, ist aber wieder eingeschlummert.“

„Sie begehrt noch immer nichts?“

„Nichts, Herr! Ich reichte ihr Tamarindensaft und Wasser — sie weist es zurück.“

Er reichte der Alten ein Geldstück und deutete, sie ablohnend, zur anderen Thür. Die Dienerin ging. Adrianos trat in das Zimmer, an den Divan und schaute, die Arme über der Brust gekreuzt, auf das von himmlischer Ruhe übergossene, aber von körperlicher Ermattung zeugende Antlitz eines Kindes, dessen lichtblondes Seidenhaar sich über Brust und Nacken schmiegte.

Siner Wachsmaske gleich, kaum bewegt durch die müden Athemzüge, lag das Kind mit geschlossenen Augen da, die Schläfe auf die eine Hand gebettet, an deren Gelenk die blutarmen Adern sich wie eine kaum merkbare Verzweigung zeichneten. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, von fahlem Ton umringt; um die fein geschnittene, dünn geflügelte Nase und die bleichen Lippen hatte sich der Schmerz ausgeprägt, die Brust hob sich unregelmäßig, die linke Hand ruhte mager und abgezehrt auf dem weißen indischen Gewebe, das die vom Leiden erschlafften Glieder bedeckte.

Es war ein Heiligenbild, vor dem Adrianos stand, das Bild einer schon so früh Gepriüften, dessen Anblick ihn mit frommem Gefühl durchschauerte, und so hatte er schon oft vor ihr gestanden, wenn sie schlummerte, die zarten kindlichen Gesichtszüge prüfend, lange, lange auf sie hinschauend, wenn das Mädchen, nachdem die Thränen um den Dahingegangenen



Erinnerung. Gemälde von R. Kahler.

verlegt, stundenlang in starrkrampfartiger Ruhe dagelegen. So hatte er oft, von der Kranken unbemerkt, während der Fahrt von Dschedda heimlich beobachtet gesehen und die hellen Augen mit ihrer blaffen Bergigmeinnichts-Farbe, die langen Wimpern, das edle Profil, die leicht gewölbten, vom Schmerz entfärbten Lippen betrachtet, immer mit einer Miene, als suche er etwas in diesen Zügen zu erkennen, als studiere er ein Geheimniß in denselben, das sich ihm lösen, entschleiern müsse.

„William Gordon's Tochter!“ sprach er vor sich hin. „Sie ist mir fremd und dennoch fesselt uns ein Band, das mich bedrückt, weil ich den Mann haßte, dem sie ihr Leben verdankt, den Mann, der meine Mutter haßte, eine Gordon wie er, die gegen den Willen ihrer Eltern meinem Vater in Athen ihre Hand reichte und verstoßen ward.“

„Ist's nicht, als habe Gottes Hand selbst mich an das Sterbebette ihres Vaters gerufen, als solle ich an seiner Waise fühlen, was er an mir armem, hilflosen Knaben that, als ich bei ihm, dem reichen Mann, Hilfe suchte, ein elternloser Knabe, der sich über Land und Meer zu ihm geschleppt, um von seiner Thür gewiesen zu werden und sich in die Heimath zurückzuziehen mußte, wo fremde Menschen sich mit-leidsvoll seiner annahmen.“

„William Gordon-Sullivan, Du mußt es sein, an dessen elendes Sterbelager mich die Hand Gottes führte, als ich selbst, gebrochen an Leib und Seele, auf jener Küste Ruhe und Genesung suchte! Dir, dem Sterbenden, durft' ich meinen Namen zuflüstern, und Du umschlangst im Todeskampf meine Hand, Du flehdest: vergiß und erbarme Dich meines hilflosen kranken Kindes, das ich hier an der öden Küste zurücklassen muß, ohne den ersehnten heimischen Hafen zu erreichen! Nimm hier Alles, was ich habe! Es ist genug, es ist viel! Es mag Dein sein, wenn Du nur mein Kind rettetest! Ich gäbe Dir mehr noch, hätt' ich's, aber der Gott, vor dessen Thron ich trete, wird Dir das Uebrige geben! . . . Er schloß die Augen für immer, mit kalter Todeshand in die meinige pressend, was er in langer Arbeit gesammelt — ein dickes Portefeuille mit viermal hunderttausend Pfund in großen Banknoten. Er hatte kein Mitleid, kein Almosen für den Sohn Betty Gordon's gehabt, aber fast eine halbe Million gab er ihm für das Wohlergehen seines eigenen verlassenen Kindes!“

„Es mag Dein sein! sagte er in seiner Todesangst, im letzten Moment, da er dem kranken, bewußtlos daliegenden Kinde nicht einmal den Abschiedskuß zu geben vermochte. Aber ist das Vermächtniß eines im Todeskampf Liegenden giltig vor Gottes- und Menschenrecht? Mir sandte der Himmel diesen Engel, um mich zu erlösen aus einer Existenz, die mich vor das Nichts gestellt, nachdem mich Leichtsinns und Eitelkeit zur Vergeudung dessen geführt, das ich selbst nicht besaß. Ich könnte jetzt dem Kinde William Gordon's, wenn es erwacht, zurufen wie einst sein Vater mir: ich kenne Dich nicht, Du Bettelkind! . . .“

Eine Bewegung des Mädchens unterbrach ihn. Es zog die Hand unter dem blonden Haar hervor und lehnte tiefer das Haupt zurück. Adrianos sah die Wimpern zittern, die Lippen wie verschmachtet sich öffnen und schließen.

Er trat zu ihr, nahm die zarte Hand schonend in die seine; er empfand den schnellen Fieberpuls der Kranken.

„Nemi!“ rief er leise, sich über sie beugend. „Begehrt Du etwas?“

Des Mädchens Augenlider hoben sich müde, sie schaute zu ihm auf, ausdruckslos, ohne Empfindung, aber vertrauend ließ sie ihm die Hand.

„Mich dürstet!“ flüsterte sie. „Ist es wieder Abend geworden?“

Adrianos reichte ihr das Glas; sie richtete sich auf, schlürfte die kühlende Tamarinde, und auf die Hand gestützt saß sie vor sich niederblickend da.

„Wo ist die Frau, die ich hier sah?“ fragte sie apathisch.

„Ich erwarte noch heut Abend eine Pflegerin für Dich. Du wirst von morgen ab Ruhe haben und zu Kräften kommen. Fasse nur Muth, Nemi! Du sollst nichts vermessen, was treue Pflege Dir zu bieten vermag.“

„Nichts vermessen!“ Sie strich das vom Fieberschweiß feuchte Haar von der Stirn. „Wie lange ist es her, seit der Vater mich verließ? Ich habe ja keine Erinnerung als die eines jenes Tages, da wir krank das Schiff verlassen mußten! Warum hat das Fieber nicht auch mich! . . .“

„Nemi, fasse Dich! Du bist nicht verlassen!“

„D, ich war es eigentlich immer! Seit die arme Mutter todt, gab man mich fremden Leuten zur Erziehung. Der Vater war stets auf Reisen, ich sah ihn erst wieder, als er mich abholte, um, wie er sagte, mit mir nach England zu reisen. Ich werde auch dort Niemanden haben, denn auf meine Frage sagte mir der Vater, wir hätten nur einen einzigen Angehörigen und der lebe in Amerika, ich erinnere mich nicht mehr, wo . . . Warum mußte ich allein zurückbleiben!“

Nemi, von plötzlichem Frost geschüttelt, hüllte sich zitternd in das dünne Gewand, streckte sich auf den Divan zurück und schloß die Augen.

„Ich will wieder schlafen,“ flüsterte sie. „D, der Schlaf ist eine Wohlthat!“

„Sammle Deine Kräfte nur für wenige Minuten noch,“ bat Adrianos. Er setzte sich näher zu ihr, nahm ihre Hand und beschwor sie durch einen Druck, ihm zuzuhören.

Das Mädchen richtete die großen, müden Augen auf ihn, als sei sie bereit.

„Dein Zustand, Nemi, erlaubte mir bisher nicht, mit Dir zu besprechen, was Du wissen mußt. Ich wäre ein ungeschickter Erzieher für Dich; zudem fühle ich in mir ein Drängen in die Welt hinaus, das in meinem Alter verzeihlich ist. . . Hörst Du mich?“ Er fühlte, wie matt die Schläge ihres Pulses, wie ihre Augen mit dem Schlummer kämpften. „Nemi, höre nur wenige Sekunden! Du bedarfst einer ruhigen Pflege, Du mußt fort von hier; es ist der letzte Abend!“

„Ich höre ja!“ Des Mädchens Züge überflog ein mattes Lächeln.

„Was Du bisher nicht anzuhören im Stande warst, mußt Du heute hören. Sag' mir zuvörderst: hat Dir Dein Vater von seinen Vermögensverhältnissen gesprochen? Sagte er Dir . . .“

Nemi bewegte verneinend das Haupt auf dem Kissen. Adrianos hielt betroffen inne.

„Sprach er Dir auf Eurer Reise wirklich niemals von näheren Angehörigen, die er in England zu finden gedachte?“ Nemi verneinte abermals stumm.

„Sprach er Dir nie von Plänen für Deine Zukunft?“

„Nein; er sprach überhaupt wenig.“

„So hast Du Niemanden auf der Welt, nach dem Du Verlangen trägst?“

Wieder dasselbe Zeichen. Adrianos schaute unentschlossen vor sich nieder. Ein schweres Athemschöpfen des Mädchens mahnte ihn, fortzufahren. Er sah des Kindes treue Augen so warm auf sich gerichtet, daß er Muth faßte.

„Und wenn ich Dich nun fragte, Nemi: hast Du Vertrauen zu mir, volles Vertrauen? So viel Vertrauen, daß Du bereit bist, Dein Schicksal in meine Hand zu legen? Ich darf nicht bei Dir bleiben, ich will erst wiederkehren, wenn Du erwachsen bist; aber es soll Dir inzwischen an nichts fehlen. Willst Du meiner gedenken und wenn ich zurückkehre, mir dasselbe Vertrauen schenken, wie Du es Deinem . . . Vater schenken würdest?“

Nemi lächelte traurig. Sie reichte ihm das Händchen.

„D ja, ich will es! . . . Aber warum müssen Sie von mir gehen? Ich hatte mich ja schon gewöhnt, Ihnen zu folgen! . . .“

Adrianos wagte nicht, die Hand in der seinen zu behalten; er legte sie behutsam auf das Kissen zurück.

„Ich darf Dir nicht sagen, warum. Du wirst es, wenn Du wieder gesund und wenn Du älter bist, begreifen. . . . Das Schicksal hat mich zu Deinem Vormund gemacht, ich bin ihm Rechenschaft schuldig. Nimm hier diese Karte und bewahre sie gut. Es steht der Name eines reichen Geschäftsmannes in Alexandria darauf, dem Du ein Schreiben an mich übergeben wirst, wenn es Dir an etwas fehlen sollte oder wenn meine Rückkehr um Deines Wohles willen früher notwendig sein sollte, als ich sie berechne. Er wird stets wissen, wo ich bin und Dein Schreiben an mich befördern. Hier, nimm!“

Nemi nahm die Karte und barg sie an ihrer Brust. Was er sprach, schien ihre Nerven flüchtig wieder belebt zu haben; trotzdem sah er, wie sie mit der Schwäche derselben kämpfte.

„Merke es Dir, Nemi, und vergiß es nicht! Was ich thue, geschieht im Auftrage Deines sterbenden Vaters, dem ich versprach, für Dich zu sorgen. Er übergab mir die Mittel hierfür, denn Du bist nicht arm; ich werde dieselben an sicherem Orte niederlegen und Dir dereinst Rechenschaft darüber geben, wenn Du sie verlangst. Was in meiner Abwesenheit Dir widerfahren mag, ertrage es — ein Wink aber, ein Wort von Dir, auf dem Wege, den ich Dir angeben, ruft mich zurück, wo ich auch sein mag. Willst Du thun, wie ich Dir sagte?“

„Alles! . . . Es wird mich schmerzen, o sehr schmerzen, wenn auch Sie von mir gehen; ich werde nie Freude haben, so lange Sie fort sind! Es wäre wol besser gewesen, hätte der Himmel auch mich zu sich gerufen — aber was er anders gewollt, das wollte er durch Sie!“

Nemi barg das Antlitz in das Kissen, als sie es wieder zu ihm wandte, waren die blauen Augen gefeuchtet. Er sah, wie die Lider sich so müde über sie senkten und nicht wieder hoben. Die Athemzüge des Mädchens verriethen ihm, das es schlummere.

Minutenlang saß er noch vor ihr, in das Antlitz des schlafenden Engels blickend, als wolle er sich ihre Züge einprägen, dann erhob er sich hastig, beugte sich über Nemi und berührte leise ihre feuchte Stirn mit seinen Lippen.

„Leb wol, Nemi! Gott erhalte Dich mir! Cassia, die Schwester, wird mir diesen Dienst erweisen!“ flüsterte er mit einem letzten Blick und wandte sich schnell ab.

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k .

Die Französin. Was man in Frankreich fast einstimmig der deutschen Nation nachzurühmen pflegt, ist die Erziehung der weiblichen Jugend zu tüchtigen Frauen und Müttern. Man erkennt den Einfluß an, den eine solide Ausbildung derselben auf das Familien-glück ausübt, man bewundert die Einfachheit, Bildung, Treue und ungeschminte Schönheit der deutschen Frau und schreibt die zahllosen unglücklichen Ehen in Frankreich, im Vergleich zu andern Ländern, der mangelhaften Erziehung der französischen Mädchen zu.

Die Französin tritt mit unglaublicher Unwissenheit in die Welt ein. Hat sie gelernt, orthographisch zu schreiben, Chopinwalzer und andere Tänze mittelmäßig zu spielen, mit Eleganz das Kleid zu tragen, über die Ereignisse des Tages anmuthig zu plaudern, so wird ihre Erziehung für vollendet erklärt. Vermöge ihrer natürlichen Gabe der Grazie und des guten Geschmacks, vermöge ihrer angeborenen Feinheit des Gefühls und Natürlichkeit des Wesens, ihrer Leichtigkeit, Alles zu errathen, ohne etwas zu wissen, gelingt es ihr meist, nach Außen hin ihre Unwissenheit zu verbergen, in der Stille der Häuslichkeit aber, in der Erfüllung ihres Berufs machen sich die Mängel ihrer Erziehung um so deutlicher fühlbar.

Da die Freiheit und die Vergnügungen der jungen Mädchen sehr beschränkt sind, so harren dieselben mit Sehnsucht des Augenblicks ihrer Verheirathung, der ihnen gestattet, sich in ein Wirral von Vergnügungen zu stürzen und durch Eleganz und Luxus zu glänzen. In diesem Streben, dem sie Alles unterordnet, überflügelt besonders die Pariserin ihre französischen Schwestern. Erst mit der Ehe beginnt für sie das Leben. Verlockende Schilderungen der Opernabende, des bois du Boulogne, der Wettrennen, der Bazar's zu Gunsten der Armen, der Bäder von Trouville, der picnics in St. Germain u. s. w. haben schon als Mädchen ihre Neugierde, ihre Lebenslust gereizt — welches Rennen und Jagen nun, als Frau diese Lustbarkeiten wirklich zu genießen und gleich einem farbenjimmernenden Schmetterling von Allem das Angenehme zu nippen. Außer der Befriedigung ihrer Vergnügungssucht hat in ihren Augen nur noch der Erfolg ihrer Persönlichkeit Werth und Interesse. Mit unbeschreiblichem Raffinement weiß sie ihren geringsten Reiz geltend zu machen. Sie gilt daher auch kaum mehr in der Gesellschaft als ein Schaupiel für die Augen, gerade wie die orientalische Frau, die lediglich für das Vergnügen ihres Gebieters existirt. Während aber dieser streng darüber wacht, daß ihre Reize keine sündigen Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, daß sie ihren schlanken Wuchs in weite Gewänder, ihren winzigen Fuß in grobe Schuhe verbirgt, daß sie von ihrem Gesichte nichts sehen läßt, als die Augen, erfüllt es den französischen Gatten mit Stolz und Befriedigung, wenn seine Frau als schöne und elegante Erscheinung bewundert und gepriesen wird. Die Männer erscheinen daher mitschuldig an der grenzenlosen Eitelkeit der Frauen.

Ist es der Pariserin einziger Gedanke, zu gefallen, zu glänzen, so ist es ihr höchster Ehrgeiz, Herrin eines Salons zu sein, in dem man politisirt, kritisirt und intrigirt, der in der feinen Welt von sich reden macht und dessen Eleganz und guter Ton momöglich vom Chroniqueur des Figaro geschilbert wird. Was in Paris von sich reden macht, muß in ihrem Salon die Laute empfangen, jeder neue Stern, der am Himmel der Berühmtheit leuchtet, muß durch sein Licht den Glanz ihres Hauses vermehren. Und sie versteht es durch ihren sicheren Takt, ihr reizvolles Geplauder, ihr liebenswürdiges Talent, Jedem etwas Angenehmes zu sagen, der Eitelkeit eines Leben zu schmeicheln, die Leute nicht bloß heranzuziehen, sondern auch zu fesseln. Frauen sind aus ihrem Salon nicht verbannt, im Gegentheil, sie trachtet alle zu gewinnen, die durch Schönheit, Geist oder Talent der Magnet für Persönlichkeiten sein könnten, die sie selbst heranzuziehen vielleicht nicht die Macht hätte.

So die elegante femme du monde. Die „grande dame“ dagegen ist sparsamer mit ihrer Freundschaft, wählerischer in ihrem Umgang. Sie empfängt an ihren regelmäßigen Abenden nur einen engen Kreis von Auserwählten, deren Zurückhaltung und Takt erprobt sind. Die grande dame hat zwölf Freunde und zwölfschundert Bekanntschaften, aber zwischen diesen und jenen liegt eine weite, unübersteigbare Kluft. Die zwölf bilden ein intimes Comité, das sich nur selten Bevorzugten öffnet, die Zwölfschundert werden zu großen Soirées, Ballen und Jagden eingeladen, wo man sich in dem glänzenden Gewühl verliert. Die grande dame zeichnet sich ferner von der eleganten Pariserin durch ihre vornehme Einfachheit in Haltung, Gang, Toilette und Lebensweise aus. Sie vermeidet jede Extravaganz, sie scheut sogar den Chic, dieses räthelhafte Ding von Natur und Kunst, von schön und häßlich, von gefällig und absurd, an dem man die Pariserin auf den ersten Blick erkennt. Sie ist dermaßen von ihrer superiorität durchdrungen, daß sie sich niemals, sei es auch die kleinste Meibance über eine andere Frau zu Schulden kommen läßt, welchem Kreise dieselbe auch angehöre. Sie liebt oder sie verachtet, meistens verachtet sie. Nie wird die grande dame sich in Gegenwart Anderer von ihren Empfindungen hinreißen lassen. Mag die Nachbarschaft einer schönen Rivalin ihr Blut noch so sehr in Wallung bringen, sie wird en apparence vollständig kalt und gleichgültig bleiben, sogar mit virtuos gespielter Aufrichtigkeit in die Bewunderung der Rivalin mit einstimmen. Hat der Zufall sie verdammt, einen Tag in der langweiligsten Gesellschaft zuzubringen, so wird keinen Augenblick das liebenswürdige, verführerische Lächeln von ihren Lippen schwinden, sie wird durch den lebendigen, heitern Ausdruck ihrer Züge ihre Umgebung zu täuschen wissen und sie wägen lassen, daß sie sich göttlich amüsire. Der fabe Gock, der sie zwei lange Stunden mit seinem nichtsjagenden Geplauder ermüdet, ja gemartert hat, wird mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause gehen, daß er der geistvollste, interessanteste Gesellschafter ist. Wie die Französin Alles mit Grazie thut, weiß sie auch mit Grazie sich zu langweilen.

L'apparence, voilà tout! Sie ist für den Schein erzogen und bestrebt, dieses Princip im Leben mit eisernem Willen durchzuführen. So kommt es denn, daß die Französin mehr für die Welt als für eine solide Ehe und Häuslichkeit geschaffen ist. Da sie den gefährlichen Hang besitzt, eine Bagatelle wie das Wichtigste, das Wichtigste wie eine Bagatelle zu behandeln, so darf man sich nicht wundern, daß sie über ihre persönlichen Interessen das Interesse ihrer Familie vernachlässigt und dadurch so oft den materiellen wie moralischen Ruin ihres Hauses herbeiführt.

Während eine gebiegene Erziehung und Ausbildung es anderen Frauen ermöglicht, jeder Lage des Lebens gerecht zu werden, jede Stufe, wohin das Schicksal sie gestellt, siegreich zu behaupten, so steht die Französin vor jedem plötzlich hereinbrechenden Glückswechsel hilflos da, ohne Stütze, ohne Halt, unfähig, für ihre Familie oder sich selbst zu sorgen. Braucht die Erziehung den materiellen Sorgen nicht zu Hilfe zu kommen, darf die Frau wie eine Göttin des Luxus und der Freude durch's Leben schreiten, so wird sie doch immerhin durch ihre Unwissenheit

ein untergeordnetes Wesen bleiben, schon allein ihrem Gatten gegenüber, der meist eine vollendetere Bildung genossen hat.

Als Mutter ist die Erziehung der Frau von einer noch tieferen Bedeutung und Nothwendigkeit. Die Französin muß ihr Kind von frühesten Jugend an fremden Händen anvertrauen, weil sie in den meisten Fällen unlustig oder unfähig ist, die geistige Entwicklung ihres Kindes zu überwachen und zu leiten. Da sie selbst nichts gelernt hat, kann sie auch ihren Kindern nichts Gutes und Nützliches lehren, und weil sie nicht versteht, sich in die Geheimnisse einer Kinderseele zu versenken und verlegen erröthet bei der leisesten Frage, die kindliche Neugierde und Wissbegierde an ihr Wissen stellt, so fehlt ihr auch alle Autorität über ihre Kinder, ja sie muß erfahren, wie die Liebe und Dankbarkeit derselben sich Fremden zuwendet, anstatt ungetheilt der Mutter zu gehören. Das Haus, an dessen Spitze eine unwissende Frau steht, unterscheidet man leicht von der Familie, die von einer verständigen und wolverrichteten Frau geleitet wird. Da herrscht Zucht und Ordnung, da ist die Mutter zugleich Erzieherin und Gefährtin ihrer Kinder, die unter ihren Augen arbeitssam und pflichtgetreu aufwachsen.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß es in Frankreich nicht gute Hausfrauen und Mütter gibt, besonders in den mittleren Ständen, wo die Frau von je her tüchtige Eigenschaften als Wirthschafterin entwickelt hat. Aber es sind Ausnahmen. Jetzt erst, nachdem man einsehen gelernt, welche wichtigen moralischen Halt eine sorgfältige und gebogene Erziehung zu geben vermag, fragt man sich in Frankreich, warum die jungen Mädchen in einer Unwissenheit lassen, die die Gefahr in sich birgt, sie zu schlechten Gattinnen und Müttern zu machen. Jetzt erst beginnt man durch Verbesserung der Schulen auf die Frauen-Emancipation hinzuwirken, nicht in dem abschreckenden Sinne des Wortes, sondern in dem edlen und richtigen: man will Frauen erziehen, deren Rolle nicht allein sei, zu gefallen und zu glänzen, sondern sich im Verständnis ihrer Pflichten nützlich zu machen und die Bigotterie durch erworbene Geistesfreiheit abzuwehren.

Eine störende Hausgenossin. Das ist ja eine impertinente Kleine, von der man beim Eintreten zum Gruß angeschrien wird! Jagten Freunde eines Tages aufgebracht zu mir. Wie konntest Du Dir nur solch ein lärmendes Factotum zulegen? Hast Du denn keine Nerven? Kannst Du denn ein so lautes Wesen auf die Dauer ertragen? lauteten ihre Apositrophen weiter. Ich blieb ganz gelassen. Allerdings mußte ich eingestehen, daß meine kleine „Neue“ sich in geräuschvoller Weise bemerkbar macht; die „Alte“, der ich wegen Leistungsunfähigkeit den Abschied hatte geben müssen, waltete viel stiller, rücksichtsvoller ihres Amtes; sie erfüllte ihre täglichen Pflichten mit jener Geräuschlosigkeit, die weiblichen Wesen so wol ansteht. Dafür gewährte ich ihr auch das Gnadenbrot im Hause eines fleißigen Handwerkers, wo sie nach Belieben sich nützlich machen konnte. Ihm verfiel das ja nichts; trat sie bei ihm einmal außer Activität, er nahm das nicht so genau, während in meinem streng geregelten Haushalte sich ein solcher „strike“ in unbehaglicher Weise fühlbar gemacht haben würde. Genug, die Alte war fort und ich mußte sehen, mit der Jungen, Neuen auszukommen. Solch eine Hausgenossin ist eben ein nothwendiges Uebel. Daß ich es nur kurz sage und damit die verehrte Leserin nicht in dem Wahne verharre, als bewohne außer mir noch ein Wesen von Fleisch und Blut meine stille Behausung — es war eine neue, kleine, niedliche, obwohl mit etwas lärmenden Stimmmitteln begabte — Beduere, die ich mir heimgeholt hatte, während ich die alte an meinen hocherfreuten Schuhmacher versenkte. Was kümmerten mich die erzürnten Freunde, die auf die kleine „Neue“ schalteten und ihr am liebsten den Garau gemacht hätten — mir hat sie Segen in's Haus gebracht, wie es ja zu allen Zeiten musikalische Störenfriede aus dem schönen Geschlecht gegeben hat, die man ungetanzt verwünscht und hernach in's Herz schließt. So störten mich anfangs freilich die hellen Secundenschläge meiner kleinen Hausgenossin oft genug in meiner stillen Arbeit. Grübelte ich einmal dem Problem des Daseins nach und gerieth bei einem kühnen Versuch der Lösung immer tiefer in den unentwirrbaren Knäuel der Gedanken hinein, da tönte mitten in meine düsteren Betrachtungen hinein ihr lachendes: Tidi, tidi. Spottete sie des Thoren, der beim Hinausschweifen in nebelhafte Fernen den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlor? Diesmal holte mich ihr: Tidi, tidi von meinen unspruchbaren Reflexionen zurück. Und dafür danke ich ihr. Zu Zeiten ist man eben gar zu sehr ein „Schau in Dich“, anstatt ein „Schau um Dich“, und unsere realistische Zeit braucht Alexander- und nicht Hamletnaturen. Und wiederum ist es meine bewegliche Kleine, die mir nicht selten manch träge Regung verschneiden hilft; ihr Tidi, tidi tönt mir in die Ohren, wie ein: „Eile, eile! jede Sekunde, die ich antäube, rollt in den Schoß der Dummheit hinab und ist dahin für immer; die Stunden fliehen; drum nütze sie und eile, eile!“ Und ich befolge ihre Mahnung in regem Schaffen und bemerke zufrieden, wie die leere Zeit sich füllt. Du triebst mich dazu an, Du lieber, rühriger Störenfried. Aber Du bist mir auch eine tröstende Hausgenossin zu böser Zeit. Als mich das Zahnweh plagte mit himmel- und wüstenstürmender Gewalt, als des Herzens tiefstes Weh eine ungetreue Maid verklagte, als der Freund mich betrog und das eigene Gefühl mich belog, als ich vermeinte, des Lebens schwere Last nicht länger tragen zu können, da rief sie mir ermunternd zu:

Tidi, tidi,
Es ist nur ein Augenblick.
Schweres vergeht,
Gutes erstet.
Tidi, tidi,
Schau nicht zurück!

Und ich schaute vorwärts — bald war's vorüber. Ja, meine kleine Hausgenossin mit ihren festen Principien bringt mich immer wieder in's Gleichgewicht zurück. Denn, wie es schwachen Sterblichen wol geht, manchmal überhastet und überstürzt sich die Gedanken im Kopfe; das Blut pulst heftiger, gewaltig und leidenschaftlich; es steigt mir heiß und wild empor und drängt zu rascher, vielleicht überreifer That; der nächste Augenblick sieht mich wol gar unbefonnen handelnd und wieder der nächste bitter bereuend. Da schallt es: „Tidi, tidi!“ mitten hinein in den Sturm wogender Gefühle. Dieses „Tidi, tidi“ bringt mich zur Verzweiflung. Es geht mir zu langsam, zu bedächtig; es ermüdet den Feuerkeiser meiner aufwallenden Empfindungen. Schon strecke ich die Hand aus, die unbehagene Mahnerin verstummen zu machen: „Tidi, tidi!“ geht ihr Schlag, immer ruhig, immer mäßig. Damit kommt sie am weitesten; ich möchte sie darum beneiden. Würde sie sich überstürzen, wie ich es zu thun im Begriff bin, so käme sie außer Contact mit der Zeit, die auf ehernen Füßen, ohne Widerstand zu dulden, durch die Gegenwart in die Zukunft schreitet. Sie müßte sich dann doch schimpflich zurückstellen lassen in die alten Bahnen, das weiß sie am Ende und darum beherrscht das Muß ihr Wollen und Wünschen. Während ich das überlege, wallen auch schon meine Gefühle zurück; der Verstand

hält Musterung über die Feuergeister meiner erregten Phantasie und spannt die meistenden Zügel straffer. Die ruhige Ueberlegung kehrt mir wieder; regelrecht und wolverwogen, wie die Schläge meiner kleinen Kameradin, ordnen sich mir im Kopfe die festen und besseren Entschlüsse. Wenn doch überall solch eine Mahnerin uns käme mit dem richtigen Takt zu rechter Zeit, manches Unheilvolle bliebe ungesprochen und ungeheben. Ja, ihr Freunde, ihr sollt mir meine kleine Hausgenossin nicht schelten! Macht sie euch nervös — mir stärkt sie die Nerven. Und ihr höchstes Verdienst habe ich noch gar nicht gepriesen, das nämlich, warum ich sie mir als bleibenden Besitz zugeeignet. In die Nacht meiner Träume tönt am frühen Morgen ihr fröhliches Lied: „Wach auf, wach auf, stürz Dich hinein in's volle Menschenleben!“ Und störte sie damit auch anfangs meine bescheidenliche Ruhe, brachte mein Beharrungsvermögen zu Falle und dröhnte wie die Pojana des Weltgerichts in das vom dumpfen Banne des Schlafes gefangene Ohr, so klang ihr froher Ruf mir doch wie ein Gruß der regen Welt, in der ich lebe und strebe, die ich liebe mit ihrem Glück und selbst mit ihrem Leide!

Du eifrige Stundenmesserin meiner Zeit, Du bist mir ein Vorbild in der Uebung einer strengeren Herrschaft über die inneren Triebe. Dein stetiges Fortschreiten ist mir eine immerwährende Mahnung, nicht stehen zu bleiben bei meinen kleinen Errungenschaften; dein Ruf fordert mich in die Schranken der großen Arena, dem täglichen Arbeitsfeld der thätigen Menschheit, und ruft in mir das Gefühl des Vollbesizes meiner Kräfte wach; ich kann wirken, ich kann glücklich machen und bin darum beglückt. Ist's nun ein Wunder, wenn meine kleine muntere Hausgenossin mit ihren schlichten Naturlauten mir höher steht, als jener der sieben weisen Meister Griechenlands? Er hatte zum Wahlspruch: „Wol erwäge die Zeit!“ sie aber sagt mir mehr!

M. Haseloff.

Ägyptische Wasserträgerin. Gemälde von Sichel. Wer je das Heimathland uraltester Kultur bereist hat, wird frappirt worden sein durch die Ercheinung jener ganz eigenartigen weiblichen Gestalten, welche besonders die Ufer des heiligen Stromes in der Nähe der Dörfer und kleinen Städte Mittel- und Obergypens beleben. Feierlich majestätisch daherschreitend oder raschen elastischen Ganges, je nach Wuchs und Alter, kommen sie zum Strome, die großen irdenen Krüge, die in Massen fabricirt werden, geschickt und nicht ohne Grazie auf dem Haupt tragend. Sie füllen dieselben mit dem gepriesenen gelben erdhaltigen Wasser des Flusses und tragen die gefüllten wieder in gleicher Weise zu ihren aus Schlammziegeln erbauten Häusern und Hütten zurück. Das sind die Mädchen und Frauen der Bauern des Nilthals, der Fellaachen. Ihre ganze Tracht besteht selten in etwas anderem, als einem ungegürteten, lang fließenden Gewande aus durchscheinendem dunkelblauen Baumwollstoff, welches, wie ein Hemd, vom Halse bis zu den Knöcheln den Körper umwallt und aus einem über das Haupt geworfenen, am Rücken niederhängenden Schleiertuch von gleichem Stoff, das meist vor dem unteren Theil des Gesichtes zusammengekommen und festgehalten wird. Die Formen der Gestalten zeichnen sich unter diesen dünnen Geweben fast in voller Klarheit, in ihrer nicht selten wahrhaft klassischen, freilich nur zu schnell vergänglichem schlanken Jugendanmuth. So allerdings, wie Sichel's Bild eine solche fellachische Krugträgerin zeigt, wird man sie im Nillande kaum antreffen. So transparent sind weder die Gewandstoffe, noch so fein und delicat die Gesichtszüge, noch so modern europäisch der Ausdruck derselben. Aber wenn die Gestalt, die der bekannte, viel beschäftigte Porträtmaler der eleganten Welt Berlins hier malte, Manches an Schönheit vermissen läßt, so ist sie dafür mit einer Zartheit, Grazie und bestrickenden Anmuth geschmückt, welche die Mehrzahl der Beschauer sicher für einen solchen Mangel vollauf entschädigen dürften.

L. P.

Vom Büchertisch.

Von kinderreichen Häusern meist ungeduldig erwartet, tritt gegen die Weihnachtszeit hin die D. Spamer'sche Buchhandlung mit einer stattlichen Reihe von neuen Verlagsartikeln auf. So auch in diesem Jahr. Da ist wieder viel Schönes und Nützliches, für Erwachsene wie für Unerwachsene, für Mädchen wie für Knaben zur Auswahl bereit. Ich nenne nur Einiges: Für erwachsene Mädchen ist bestimmt: „Rings um die Welt“ von G. Michael — mit 46 Illustrationen — eine recht anziehende Erzählung, für welche die lebenserfahrene Verfasserin ihre weiten Reisen sammt deren schätzbaren Ergebnissen einseitig verwerthet hat; ebenso: „Der Mann mit der Wünschelruthe“, eine Geschichte von derselben Verfasserin, welche die jungen Leserinnen erfreuen und rühren, zugleich aber auch innerlich fördern wird. — In zweiter verbesserter Auflage erscheint zum diesjährigen Feste: „Eva oder Ein seltsames Vermächtniß“, Erzählung für die reifere weibliche Jugend von Clara Cron (mit 41 Illustrationen). Das hübsche Buch hat sich, wie wir bei seinem ersten Erscheinen vorhergesagt, rasch einen großen Leserkreis erworben und seine Berechtigung für eine zweite Auflage nachgewiesen. Möge ihm auch in der neuen Gestalt vorbediente Gunst widerfahren. — Für die Kindertube bestimmt sind: „Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht.“ Ausgewählt und neu bearbeitet von G. Michael. Dritte (Pracht-)Ausgabe mit 51 Illustrationen. Die Herausgeberin hat ihre Bemühungen, die bekannte orientalische Märchenammlung durch Ausschreibung aller unserer deutschen Bildung nicht entsprechenden, dem Kindesalter fremden oder nachtheiligen Elemente unserer Jugend gerecht zu machen, eifrig fortgesetzt und so in dieser dritten Auflage ein recht empfehlenswertes Buch für die Kleinen hergestellt. Die Sprache ist dem Fassungsvermögen derselben angemessen, das Verständnis durch zahlreiche gute Holzschnitte wesentlich erleichtert. Auch ein zweites, in neuer Auflage erscheinendes Märchenbuch „Vom Frühling zum Winter“ von B. Paul, mit 28 Illustrationen, kann wol empfohlen werden. Freilich für die ganz Kleinen sind die Märlein zu hoch; aber Knaben und Mädchen in den ersten Schuljahren, etwa vom 7. bis 10. Lebensjahre, werden sie mit lebhaftem Interesse aufnehmen und, da viel Gutes und Lehrhaftes aus dem Leben und Weben der Natur hineingewebt ist, sich durch dieselben wesentlich gefördert finden. — In achter Auflage liegt heute das sehr reichhaltige „Illustrirte Spielbuch für Mädchen oder Funfzehnhundert unterhaltende und anregende Belustigungen, Spiele und Beschäftigungen für Körper und Geist, im Freien wie im Zimmer.“ von Marie Leske, mit 605 Abbildungen, vor. Einer besonderen Empfehlung bedarf das bewährte, in vielen tausend Exemplaren verbreitete Buch nicht mehr. — Für den ersten Unterricht im Französischen bietet ein treffliches Hilfsmittel Mlle. Louise Vouc in „Le livre d'or L. Abécédaire français illustré pour les petits enfants.“ Das Eigentümliche dieses nach Abbé Gaultier's bekannter Methode gearbeiteten Büchleins liegt in der Verbindung des Lehrstoffs mit dem entsprechenden

Bilde, durch welche das Lernen den Kleinen ungemein erleichtert, ja geradezu in ein anmuthiges Spiel verwandelt wird. Für die Bezeichnung dieser Methode sprechen sechs starke Auflagen des Büchleins. — „Kinderlust.“ Heitere Lieder und Sprüchlein aus dem Volksmunde und von den besten deutschen Lieberdichtern, gesammelt von J. J. Liessem, mit 81 Abbildungen, ist eine gut ausgewählte Sammlung, empfehlenswerth für jedes kinderreiche Haus; nicht minder die beiden niedlichen Büchlein: „Puppenmütterchen“ — die Erziehung der Puppen, groß und klein, und der Haushalt in der Puppenstube, von L. von Pröpper, — und „A. V. G. und Lesebuch für artige Puppen“ von G. Michael. In der den kleinen Mädchen gegebenen recht instructiven Anleitung, für die Puppen zu sorgen und zu schaffen, auch ihnen fleißig vorzulesen und bergl., werden natürlich unvermerkt die zärtlichen kleinen Puppenmütter selbst für ihre späteren Haushaltungspflichten vorgebildet und angeleitet. — Recht frohlich und auf die Lachlust der Kleinsten wirksam berechnet ist das Bilderbuch „Vom Storchneest bis zur Schule“ von G. M. Seyppel (Düsseldorf, A. Bagel). Eine Fülle von komischen Bildern mit komischen Verjen geleiten die kleinen Beschauer durch die wechselnden Erlebnisse und mancherlei frohlichen Streiche des lebensinnigen Fröh bis dahin, wo derselbe unter dem Einfluß von Schule und Haus ein guter und artiger Knabe geworden ist. — Bei Moritz Perles in Wien und Leipzig erschienen jeben zwei Novitäten auf dem Gebiete der Kinderchriften, die unsere Kleinen zweifellos mit hellem Jubel aufnehmen werden. Beide kleinen Prachtwerke sind von Th. von Pichler gemalt, das eine betitelt sich „Große Menagerie, lebende Bilder aus der Thierwelt“, das zweite „Sechs bewegliche Bilder.“ Ersteres ist eine ganz originelle Naturgeschichte, welche den Kleinen einige Hauptvertreter der Thierwelt in menschlicher Form vorführt, eine belehrende und anregende Erläuterung begleitet jede Scenerie. Die „Sechs beweglichen Bilder“ werden volle Heiterkeit in die Kleinstenstube bringen, denn sie zeigen Akrobaten, Zigeuner, Bärenführer etc. in regster Thätigkeit. Die Ausföhrung ist eine sorgfältige und das Material aus so guter Qualität, daß die Bilder schwer zerreißbar sind. Beide ansprechende Bilderbücher werden viele Weihnachtsfeste zieren. — „Aus dem Kinderleben“, 24 Bilder von Ludwig Richter, mit Liedern und Reimen von Chr. Dieffenbach (Bremen, Heinjus). Von Dieffenbach's „Aus dem Kinderleben“ mit den unergleichlichen Bildern des Altmeisters Ludwig Richter liegt bereits eine zweite Sammlung vor. Dichter und Maler sind bewährte Kenner kindlicher Herzen und verstehen es, das Kinderleben poetisch und anmuthig zu schildern, und wie die Bilder des genialen Ludwig Richter von unmaßhalmlichem Reiz, so herzwinnend sind die sie begleitenden Reime, dargeboten zum Vorlesen oder Auswendiglernen. Das hübsch ausgestattete Büchlein wird in der Kindertube Alt und Jung erfreuen.

„Für Haus und Herz“ betitelt sich ein Album, das Fräulein M. Hauser zum Besten des Hilfsfonds der allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen herausgegeben hat (Breslau, G. Brand). Das Buch empfiehlt sich nicht nur durch den humanitären Zweck, auch durch seinen Inhalt, denn es bringt Beiträge der besten deutschen Dichter der Gegenwart, darunter wahre Perlen der Poesie nach Gedankengang und Form. Felix Dahn, G. Gbers, Hamerling, D. v. Redwitz, Ritter'shaus, Victor v. Scheffel, H. Schults, Julius Sturm und neben diesen Sternen am deutschen Dichterkimmel viele Andere widmeten so edlem Zwecke Gaben für Geist und Herz — goldene Früchte in silberner Schale, denn auch die Ausstattung des Albums ist eine geschmackvolle und vornehme.

Für den Weihnachtstisch dieses Jahres tritt die Deutsche Verlagsanstalt (vormals G. Hallberger) in Stuttgart mit einem interessanten Bilderwerk hervor. „Ibülle aus der Vogelwelt“ bietet achtzehn Originalzeichnungen von H. Giacomelli, wolbetannt durch seine genialen Monatsbilder, und schildert das Leben eines Vogelpärchens mit bewunderungswürdiger Naturtreue und liebenswürdigster Auffassung. Bilder, wie jenes, wo das junge Pärchen, eng aneinander geschmiegt, vom Rande des Nestes aus die beiden ersten Eierden liebenden Blickes betrachtet, oder jenes andere, wo die unbefiederten Jungen, von den futter suchenden Alten für einen Augenblick verlassen, vor einem über das Nest hinweggehenden Falter wie von einem Schutzgeist behütet, inmitten eines blühenden Gebüshes daliegen, gehört mit zum Schönsten, was wir an durchgeistigter Naturphilosophie besitzen. Stimmungsvolle Lieder von Julius Sturm und vortreffliche Randzeichnungen von David Franz vervollständigen die künstlerische Ausstattung des Werkes in seiner prachvollen Ausstattung.

„Bäder und Sommerfrischen.“ Von diesem bei G. Schömp in Leipzig erschienenen Prachtwerk sind nunmehr 10 Hefte erschienen, in denen wir die Bäderorte des schlesischen Riesengebirges, das sächsische Land mit seinen Flußthälern, Tarannt, Schanbau, die hochromantische Ruinenstätte des Dybin kennen lernen. Eine Reihe kurzer Essays des vielgewanderten Reisechriftstellers Fritz Bernick führt uns nach Thüringen zu den Salzquellen von Kösen, Sulza, Salzungen, zu den bevorzugten Stätten des grünen Walzgebirges, auf die Wartburg, nach dem reizenden Liebenstein. Bayern folgt: Tölz, Kreuth, Berchtesgaden, Reichenhall, in anmuthigen Schilderungen von Haushofer, August Silberstein und dem beliebtesten Alpenwanderer Heinrich Noe. Die Landchaften von Tirol, Salzburg, Salzammergut, Steiermark werden sich anschließen. Dieser östliche Theil des deutschen Bädergebiets ist als ein geschlossener Prachtband gestellt worden, während dem zweiten Bande die Schweiz, das Rheinland, Franken und endlich der Bäderstand der Nord- und der Ostsee vorbehalten bleibt. Reichhaltige und schöne Illustrationen, sowie die gesammte künstlerische Ausstattung machen das Werk zu einem interessanten und passenden Festgeschenke.

Die Mode.

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, daß die Mode eine herrschende Macht sei. Mag sein! aber für eine absolute lasse ich sie nicht gelten, denn gemäß ihrer Függamkeit und Schmieggamkeit in unsre Launen dürfte sie, wenn es gestattet, das berühmte Wort eines großen Monarchen auf sie anzuwenden, nur die „erste Dienerin des Staats“ sein wollen. — Die vielen Varianten der Mode gelangen niemals zu auffälligerer Ercheinung, als zur Zeit der Winterfestlichkeiten, zu deren bereiten stars auch Sie, m'amie, zählen. Wird doch jeder Ball, jede größere Soirée in Betreff der Toilette mehr oder weniger zu einer Ferie. Die außerordentliche Pracht der Gewebe hat das Auge verwöhnt und wir wollen kaum mehr auf das Fimmern und Schimmern, das wir sonst nur in der grande scène sogenannter Ausstattungsstücke auf der Bühne bewunderten, im Ballsaal verzichten. Die hellen, mit Metallfäden durchwebten Gazarten,



wie tarlatan rayé und façonné lamé, gaze crêpe lamé, barège argenté, jardinière lamée, ombré lamé, mit besonderer Vorliebe zu Ballettoiletten verwendet, vermitteln allerdings so brillante Effecte, daß ihnen nur schwer zu widerstehen ist, und dies um so weniger, wenn den Faltenarrangements der Draperien die gedämpften Töne der Blumen aus Pflüsch, Atlas und Chenille ein wirkungsvolles Relief verleihen.

Mehr denn je ist die runde fußfreie Robe en vogue, doch behauptet sich die Schleppe, wenn es sich um Toiletten aus schweren Seidenstoffen oder Sammet handelt. Gerade hierin liegt ein besonderer Vorzug der aktuellen Mode; sie unterscheidet zwischen Jugend und Alter. Hier die Jugend im leichten Gewande, eine duftige Blüthe, dort die Dame, deren Scheitel leicht zu ergrauen beginnt, in der Schleppe, eine hoheitsvolle Erscheinung und, je nach ihrer Individualität, im strahlenden Glanze, der auf die Freude am Vollgenuss des Lebens noch nicht verzichtet, oder in anspruchsloser vornehmer Einfachheit, dem Ausdruck der Würde und des Ernstes.

So wählt die Jugend enge, bis zur Hälfte ihrer Höhe nach Belieben mit Plüsch, Spitzen, gekräuselten Stoffheilen zc. garnirte Röcke, welche sich an den Hüften durch grazios drapirte paniers vervollständigen. Glatte Atlasröcke erweisen sich für die Garnirung am effectvollsten, doch wählt man auch vollständige Gazeresp. Tarlatanroben in uni, zu denen die vorerwähnten metalldurchwebten Stoffe als Echarpes verwendet werden. In den Magazinen von Heise und Liffauer sah ich zahlreiche neue Muster, wie z. B. „cuirasse damassé“, dessen stilvolles Dessin durch Pressung des mit Silber durchwebten Stoffes bewirkt ist; er eignet sich besonders zu Taillen; außerdem empfiehlt sich dieser Stoff durch den wolfeilen Preis von 3 M. pro Meter.

Der Schnitt der Taille zeigt keine Neuerung. Die Schnebzen- oder kurze Schoftaille sieht für den Ballsaal wie für einfachere Toiletten noch immer in Gunst. Nur in der Farbe ist ein besonderer Effect für den Gesamteindruck der Toilette dadurch zu bewirken, daß man sie in dunkleren Tönen trägt, wie etwa aus bordeauxfarbenen Atlas zu einem Rock aus rosa Tüll, Tarlatan oder Gaze. Allerdings ist bei derartigen Compositionen stets eine gewisse Vorsicht geboten.

Neben all dem Lichtvollen des lamé stehen dann freilich noch viele andere luftige Stoffe zur Wahl, so satin à jour, gaze broché, mille fleurs, gaze façonné oder damassé fond blanc und couleur, grenadine façonné und endlich ein herrliches blüthenreiches treillis rayé jardinière zc. Silbereffecte schließen diese Gewebe aus, und so sind sie denn auch nicht allein für den Ballsaal bestimmt. Man wird sie, soweit sie aus Seidengepinnsten gefertigt sind, besonders in Gesellschaften sehen, die sich am jour fixe im Salon des Hauses vereinen. In anderen wiederum kommen Metallfäden zur Erscheinung. Liegt doch jenen von Liffauer ein in verschiedenen Farben mit den Grundtönen Weiß, Lichtblau, Rosa und ivoire gestreifter Besatzstoff vor mir, den Stahl-, Silber-, Gold- und Kupferfäden durchziehen und für den man keinen passenderen Namen als „la fleur“ zu finden vermochte. Ein feiner, sehr discret mit feinen Goldfäden durchwirkter Besatz resp. Echarpestoff zu mousseline des Indes, wie er zarter kaum zu denken ist, dürfte sich auch zur neuen Ausstattung älterer Roben eignen, wie denn zu Compositionen, in denen sich das Alte mit dem Neuen verbinden läßt, gegenwärtig in den mannichfachen modernen Arrangements die beste Gelegenheit geboten ist.

Die stets anmuthige weiße Robe aus mehr oder minder eleganten Geweben, zu denen selbst voile religieux und das auch in allen zarten Farben beliebte Virginio mit andersartiger Taille, wie Atlas oder Moirée, gerechnet werden dürfte, kann, je nach Geschmackrichtung der Trägerin, mit feinstblättrigen hellen oder mit excentrischen brillanteren Blumenarrangements garnirt werden. Guirlanden oder einzelne Bouquets zieren den Rock, während auf der Taille ein Lätzchen in Blütenmosaik angebracht ist; ein größeres Bouquet oder ein Blütenzweig auf der linken Seite des Halsauschnittes vervollständigen das Arrangement.

Wählt man hierzu noch Collier, Armspangen und das Schild des Kammes, wie dies besonders für einfachere Toiletten der Jugend beliebt ist, aus Blumen, so dürfte die Poesie des Maimonds in ihnen verkörpert erscheinen, wozu ich indessen bemerken muß, daß alle Poesie ein feinsinniges Maß erfordert.

Die schweren blumenreichen Seidenstoffe, wie damas-Pompador, moirée antique-damassée zc., werden fast ausschließlich mit uni zusammengestellt. Die Wahl des uni ergibt sowohl die Grundfarbe des damas, wie eine mit dieser harmonisch wirkende Farbe der Blumen. So können durch Wahl der uni, bei Verwendung der gleichfarbigen Musterstoffe, ganz verschiedenartig wirkende Costüme hergestellt werden und den Teint der Brünnetten, wie Blondinen, gleich günstig hervorheben. Von wahrer Vornehmheit ist heller moirée antique mit hinirten Blumen; der erclusten Eleganz dieses Stoffes dient nur weiße Spitze als Garnitur. Sammettoiletten mit tablier-artigem Einfaß von russischer Spitze oder venetianischer Gutzpüre, sowie dunkle Atlasroben mit Spitze und Perlenstickereien wird man nicht selten unter den hellen Ballerscheinungen bemerken, ja selbst schwarze Spizentoiletten werden als bijouquirt und geschmackvoll neben der Scala aller zarten Farbentöne erscheinen.

Große Sorgfalt ist für die Wahl der Nebensächlichkeiten zu empfehlen. Der seidene Spangenschuh darf niemals störend auf die Farbenharmonie des Ganzen wirken. Rosetten, die mit dem Stoff der Robe resp. deren Garnirung übereinstimmen, Stickerei oder Spitze sollen ihn verzieren. Ebenso erfordert die Wahl der Schmuckgegenstände einen Schönheitsfuss, der alle grellen Contraste zu vermeiden weiß. Die stilvolle Robe aus kostbaren Stoffen bedingt auch gebiegene Schmuck, zu dem unsere Juweliere, sehen wir ab von den immer bevorzugten oft faszinierend wirkenden Brillanten und Perlen, ihre Muster aus der Blüthezeit der Renaissance zu wählen pflegen. Jugendliche Damen im luftigen Tarlatan dürfen dagegen auf Ballen ohne Zagen einen wolfeileren Schmuck wählen; hierbei sei einer neuen glücklichen Imitation der echten Perle, Bourguignon-Perle benannt, erwähnt. Gleiche Unebenheiten, wie gleiches Lustre machen diese Imitation der echten Perle täuschend ähnlich.

Nicht minder hübsch verwendet ist Blutzien-Imitation, in Bronze-fassung, für Schmuckgegenstände aller Art, daneben erhält sich das Glück verheißende Hufeisen noch immer als Broche, Haarspange, Kamm und auch mit Kettenzchluss als Armband.

Der Fächerhalter aus Silber, dessen Kette sich als eine feingliedrige Schlange um die Taille legt, oder als châteline am Gürtel befestigt wird und endlich als Reutheit auch mit dem Armband vereint erscheint — in dem Bazar für Bijouterie von Sauerwaldt sah ich solchen Halter — zählt, wie der Fächer selbst, zu den Requiriten einer Gesellschafts- und Ballrobe. Nichts lästiger als den Fächer fort-dauernd in der Hand halten zu müssen, nichts gefährlicher für dessen feinen Gliederbau, als ihn auf einen Sessel zu legen. Dem Fächer ist es vorbehalten, die höchste Eleganz zu vollendetem Ausdruck zu bringen.

In den nouveautés auf diesem Gebiet spielen Federn eine hervorragende Rolle; ich sah u. A. einen Fächer aus glatten weißen Federn mit einer reizenden Malerei, einen andern runden, auf der Innenseite mit einem Spiegel versehenen Fächer aus weißem Marabout, vorzüglich für junge Damen geeignet, ferner Fächer in Gestalt eines Pfaues en miniature, der das Rad beliebig ausbreitet und schließt, Fächer mit einer Bekleidung aus Seidenplüsch mit Stickerei und Goldspitze, Fächer mit Metallbüchsen auf dunklen Federn und endlich Fächer aus Federn metallique, den fittigen südländischer Vögel, über die das Gold der Sonne zu strahlen scheint.

Ganz besonders möchte ich Sie, m'amie, noch auf allerliebste Blumenhalter in Form von kleinen Broches, im Magazin von Sauerwaldt, aufmerksam machen: ein Glasröhrchen hinter einer zierlichen Gold- resp. Silberplatte von geschmackvoller Kunstarbeit. Die frische duftige Blüthe, die Sie so sehr lieben, wird darin ihren Halt finden; ebenso auch in einer andern Broche, deren Platte für die Blumenstiele einen festen mechanischen Verschluss bildet.

Doch die Handschuhe, die Sie jetzt in einem prachtvollen cuir- oder bleu-national-farbenen Plüschkasten bewahren, nicht zu vergessen! Wie schon die Form des neuen Behälters vermuten läßt, werden sie lang, ja ich kann versichern, oft so lang getragen, daß man sie faltig schieben muß, um nicht durch sie incommobirt zu werden. Eine dem entsprechend lange Knopfreihe hat man bei diesen Handschuhen, die doch wol eine Extrabaganz zu nennen sind, indessen nicht zu fürchten; ein Einschnitt an der Innenseite des Handschuhes, der mit vier bis sechs Knöpfen geschlossen wird, ermöglicht das Hineinschlüpfen der Hand.

Zulezt, womit ich hätte beginnen sollen: meinen herzlichsten Neujahrsgruß. Ihre stets getreue Uda Bonheur.

Beschreibung des colorirten Maskenbildes vom 1. Januar 1882.

Fig. 1. Masken-Anzug „Louis XIV.“ Der Rock aus grünem Damast ist mit Goldspitze, sowie mit Schließen von schmalen rosa Atlasband verziert. Mit gleichen Schließen hat man die bauschig gefaltete, hintere Draperie von rosa Atlas ausgefattet. Die Weste ist aus Gold-Brocattstoff gefertigt; die Jacke aus grünem Atlas hat man mit Wenden von ersterem Stoff und mit goldenen Knöpfen garnirt. In den Ärmeln eine Puffe aus weißem crêpe-lisse, der eine Spitze angehängt ist. Jabot aus crêpe-lisse und Spitze. Die Garnitur des Hutes aus schwarzem Sammet bilden Gold-lisse, weiße Federn, sowie an der rechten Seite eine Schleife von rosa Atlasband. Rosa Strümpfe, Schuhe aus schwarzem Lackleder mit rosa Schließen ausgefattet.

Fig. 2. Masken-Anzug „Elsässerin.“ Das Nieder aus rothem Sammet ist mit einem Lätzchen von viel-oder-farbenem Atlas verbunden und wird durch eine Bluse mit halblangen Ärmeln vervollständigt. Um den Hals ist ein gestreiftes, mit Spitze begrenztes Tuch geschlungen. Elsaß-schleife aus breitem schwarzen Band.

Fig. 3. Masken-Anzug. Die Garnitur dieses Anzuges aus pensée Sammet bilden Goldlisse und goldene Knöpfe. Kragen aus weißer Spitze, Handtasche aus breiter Goldborte. Den Hut aus Filz ziert eine lange Straußfeder.

Fig. 4. Masken-Anzug „Colombine.“ Den Rock aus weißem Taffet zieren à plissé gefaltete Frisuren von weißem Tarlatan, sowie Partien von Atlas, welche mit Wachsperlen umrandet sind und an der Spitze je mit einem Grelot abschließen. Den Ansatz dieser Partien deckt ein bauschig arrangirter Theil aus Tarlatan. Die lange, am unteren Rande in Partien ausgeschnittene Taille aus Atlas ist mit Wachsperlen und Grelots verziert. Den Kopfputz aus letzterem Stoff garnirt an der rechten Seite eine Agraffe aus Wachsperlen, sowie eine weiße Reifer-Agrette. Am hinteren Rande des ersten ist eine Echarpe aus Seidengaze angebracht, deren noch freier Querrand durch ein Bouquet auf der linken Achsel befestigt wird.

Fig. 5. Masken-Anzug „Sonne.“ Der Rock, sowie das edig aus-geschnittene Ueberkleid sind aus blauem Seidenstoff gefertigt. Die ersten am-geschnittenen Imitirten Sonnenstrahlen hat man aus Goldpapier, welches auf Gaze geklebt ist, geschnitten und mit brauner Farbe schattirt. In gleicher Weise sind die das Ueberkleid und die Schuhe zierenden Sonnenstrahlen hergestellt. Ersterem ist längs des Halsauschnittes und der Ärmelränder weiße Spitze eingeheset. Im Haar eine Sonnenscheibe.

Fig. 6. Masken-Anzug „Altdeutsches Bürgermädchen.“ Das Kleid aus rothem Sammet ist am unteren Rande mit einer breiten, sowie mit schmalen Wenden von rothbraunem Atlas verziert; eine Echarpe aus

gleichem Stoff hat man nach Abbildung um den Rock gelegt. Die Stoffränder der Schlitze an der Taille und den mit einer weißen Spitze verzierten Ärmeln sind mit Puffen aus rothbraunem Atlas verbunden. Der hohe Bluse aus in Falten geordnetem Null hat man am Halsauschnitt einen hochstehenden Kragen angehängt, der mit Spitze begrenzt wird. Häubchen aus Tüll mit Spitze und Goldlisse garnirt. Die Schürze aus Batist ist mit Spitzen-Einfaß, mit Spitze, sowie mit Goldlisse ausgefattet. Bronze-grelots und eine Verschmürung von Goldbortade zieren die an einer Bronze-kette befestigte Tasche aus rothem Sammet.

Silberräthfel.

o, v, e, a, a, so, sa, le, va, ha, ga, eu, an, ta, ni, li, ta, ra, ci, ni, ry, ra, rau, gan, len, tau, tri, the, tin, gli, rau, ber, bac, let, doc, fat, parb, pach, ring, hus, sprot.

Die obigen 42 Silben geben, richtig zusammengestellt, 14 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben zwei treue Nachbarn nennen, die Jahr aus Jahr ein friedlich nebeneinander wohnen.

- 1. Eine Kreisstadt in der preussischen Provinz Brandenburg.
2. Eine Waffe.
3. Ein Raubthier.
4. Eine von den Perionen in Goethe's Faust.
5. Eine Oper von Weber.
6. Eine Kreisstadt in der preussischen Provinz Schlesien.
7. Eine Künstlerfamilie.
8. Ein Prophet.
9. Ein Bühnenbildner.
10. Ein Volk in Asien.
11. Ein Gott der Griechen.
12. Ein Zweig der Physik.
13. Ein Wasserfall.
14. Ein Bühnenkünstler.

Dr. L.

S t h a d t.

Aufgabe Nr. 73 folgt wegen Mangel an Raum in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 72 Seite 382.

- 1. T f 3 - f 4
2. D g 8 - d 5 (b 8, e 6) matt.
1. ...
2. D g 8 - b 8 matt.

Auflösung des Logogriffs Seite 383.

Dohle, Kohle, Bohle, Sohle.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 383.

Weihnacht.

Auflösung des Rebuss Seite 383.

Herzensgüte steht höher als Verstand und Wissen.

Correspondenz.

Literatur und Kunst. S. v. K. in Wien. Wir haben das Prachtwerk „Hans Makart's Festzug der Stadt Wien“ (in Farbendruck dargestellt von E. Stadlin, Verlag von M. Perles in Wien) auf Seite 367 Jahrg. 1879 anerkennend besprochen. Dasselbe ist inzwischen in zwölf Lieferungen vollständig erschienen und darf mehr beanspruchen, als bloß zur Auffrischung der Erinnerung zu dienen, bei denen, welche den glänzenden Zug schauen durften: es ist das farbenprächtigste und zugleich relativ wolfeilste Costümwerk für alle Costümfeste des Winters; ein herrliches Weihnachts-geschenk! — Herrn W. M. in Neu-Ztr. Leber die in Cassel befindlichen Gemälde finden Sie das Nöthige in dem recht brauchbaren kleinen „Verzeichniß der in dem Locale der Neuen Gemälde-Galerie zu Cassel befindlichen Bilder“, aufgestellt von Prof. Ansel. Uebri-gens können Sie auch durch dieselbe Verlags-handlung die Haupt-Meisterwerke der Casse-ler Gallerie, nach den Originalen photographirt, erhalten. — Fräulein C. v. Sch. in Magdeburg. Ihnen, wie jeder strebenden Freundin der Musik, können wir die vortheilhafte kleine Abhandlung Ferdinand Hiller's „Wie hören wir Musik?“ (Leipzig, Wollg. Gerhald) bestens empfehlen. Die Erfahrungen, die der wackere Meister in Beziehung auf das Verhältniß der Menschen zur Tontunft, auf ihre Einbräde und Auffassung derselben, sowohl im Allgemeinen als theilweise im Einzelnen, je nach der Beschaffenheit ihrer Bildung, Beschäftigung, Stellung, Geschlecht und Alter gemacht, sind hier in goldenen Worten niedergelegt. — Herrn stud. jur. Friedr. in Berlin. Acquiriren Sie „Katedris-mus der Logik“ von Berg. Kirchner. Mit 36 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber). Der Verfasser beschäftigt in seinem klar geschriebenen Buche besonders auch Studenten, Examinanden und Lehrer, möchte überhaupt den Gebildeten ein zuverlässiger und interessanter Führer in dieser fälschlich für ungenießbar verachteten Wissenschaft sein. — C. in Hameln. Die Rede von Jacob Woleschott über „Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkt der Lehre vom Leben“ (Gießen, Em. Roth) ist allerdings ursprünglich für Männer bestimmt und diene als Antrittsrede zur Eröffnung seiner Vorlesungen über Physiologie an der Sapienza in Rom (11. Januar 1879), doch enthält sie nichts, was nicht einer denkenden Frau, zumal einer, die es so ernst mit Leben und Wissen nimmt, wie Sie, verständig und förderlich wäre.

Haushalt und Küche. Der Beachtung der Hausfrauen sei der „Küchenkalender“ besonders empfohlen, den Hr. Ed. Loewenthal in Berlin (11. Gertraudenstraße) debittirt. In der Form der Abreißkalender, enthält dieses Küchen-Vademecum für jeden Tag des Jahres einen von einer bewährten Kochkünstlerin zusammengestellten Speisezettel für bürgerliche wie für vornehme Haushände, dem, was die Jahreszeit bringt, verständig nachgegeben. In dieser bequemen Weise befreit der Küchenkalender die Hausfrauen von der Qual der Wahl und gibt ihnen willkommene Anleitung zur Herstellung eines schmackhaften und abwechslungsreichen Mittagsstüchens. Die Rückseite jedes Tagzettels enthält überdies praktische Recepte für das Zubereiten der Speisen.

Verschiedenes. Goethe, Graz. Die Erläuterungen von H. Dünker. — Feinsinnliche Magyarin. Sie mögen in Ihren Mittheilungen Recht haben, indessen wird darin doch nur Neben-sächlichendes berührt und das Verdienst, das der Aufstellung im Allgemeinen zuerkannt wird, dadurch nicht geschmälert. — Fanny W. in G. Zur Zeit in New-York. Fel. Anna v. W. Eine Blumensprache, sogar eine musikalische, bietet Elise Polko unter dem Titel „Blumen und Lieder.“ Das bei F. Bartholomäus in Erfurt erscheinende, hübsch ausgestattete Büchlein wird Ihrem sinnigen Gemüthe gewiß willkommen erscheinen. — „S., Herbst.“ Können nicht dienen, uns völlig unbekannt. — H. J. — n, Berlin. Die Gedichte sind unklar und auch zu lang. — A. v. M. Leider unmöglich; allzu leichte Waare. — Frau v. F. Der unter dem Titel: „Mentor“ (im H. A. Pierer'schen Verlag in Altenburg) erscheinende Notizkalender für das Jahr 1882 in seinen beiden Ausgaben für Schüler und Schülerinnen, der sich der fortwährenden Gunst der Lehrer wie der Schülerkreise erfreut, dürfte allen Ihren Wünschen genügen. Bei dem Preise von 1 M. für das elegant gebundene Exemplar kann das Büchlein wol als ein wolfeiles und nützliches Festgeschenk angesehen werden.

Die nächste Nummer erscheint am 16. Januar.

Da der „Bazar“, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.